

JUNGE AKADEMIE MAGAZIN



DOSSIER

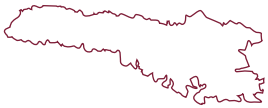
Forschungsreise – Wege zur Erkenntnis

POSITIONSPAPIER

Wie deutsche Universitäten leistungsfähiger werden könnten

AUS DER ARBEIT

Straßentheater-Projekt, Preisfrage Europa, Rat der Jungen Akademie



DIE JUNGE AKADEMIE

Die Junge Akademie wurde im Jahr 2000 als gemeinsames Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gegründet. Sie ist weltweit die erste Akademie des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Junge Akademie wird gemeinsam von BBAW und Leopoldina getragen. Seit 2011 ist sie administrativ dauerhaft im Haushalt der Leopoldina verankert und wird finanziert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung sowie den Ländern Berlin, Brandenburg und Sachsen-Anhalt. Ihre fünfzig Mitglieder, Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum, widmen sich dem interdisziplinären Diskurs und engagieren sich an den Schnittstellen von Wissenschaft und Gesellschaft.

INHALT

	2	IMPRESSUM
	3	EDITORIAL
Dossier	4	FORSCHUNGSREISE – WEGE ZUR ERKENNTNIS
	6	UNDERCOVER INS KRISENGEBIET
	10	NACHHALTIGER ERKENNTNISGEWINN?
	12	EINE ANDERE WELT, HEUTE UND DAMALS
	16	WAS VOM REISEN ÜBRIG BLEIBT
	18	MEKKAS DER MEDIÄVISTEN
	21	LÄNDER, MENSCHEN, ABENTEUER
JA aktiv	24	PREISE, AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN
Arbeitsgruppen	26	UNIVERSITÄTEN LEISTUNGSFÄHIGER MACHEN Die AG „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ fordert, Lehrstühle aufzulösen und dafür zusätzliche Professuren zu schaffen
	28	POP ALS VERSPRECHEN Mehr als unverbundene Anekdoten: Bei der Auftakttagung der AG „Populärkultur(en)“ gelingt der interdisziplinäre Austausch
	30	DIE ETWAS ANDERE INSTITUTION Werkstattgesprächsreihe „Performing Institutions“ zu Gast in einer begehbaren Theaterinstallation
Projekte	32	BLEIBT ALLES BEIM ALTEN? Historische Texte und heutige Probleme, Forschung und Fußgängerzone: „Speakers’ Corner“ erprobt Straßentheater als Kommunikationsform
JA aktiv	34	ZWISCHEN FREIHEIT UND ERWARTUNGSDRUCK Parlamentarischer Abend sucht nach dem richtigen Maß an gesellschaftlicher Mitbestimmung über Forschung und Wissenschaft
	36	DIE WIRTSCHAFTSKRISE – EINE CHANCE FÜR EUROPAS ZUKUNFT? Interaktive Diskussion der Jungen Akademie beim Salon Sophie Charlotte
	38	RESONANZBODEN FÜR IDEEN Der Rat der Jungen Akademie: Zwei neue Mitglieder geben Auskunft über die Beweggründe ihres Engagements
Kommentar	40	Promotionen in Deutschland: Maßnahmen zur Qualitätssteigerung und Vereinheitlichung der Bewertung
Internationales	42	KOOPERATION ÜBER GRENZEN HINWEG Blick ins Ausland: Neben vielfältigen anderen Aktivitäten hat Schwedens Junge Akademie als wissenschaftspolitische Stimme Gehör gefunden
JA aktiv	44	PUBLIKATIONEN 2013
	46	TERMINE 2013/2014
Zu guter Letzt	44	WAS MACHT EIGENTLICH ... Martin von Koppenfels?



Der Parkplatz – touristisch gesehen ein Nicht-Ort, für manchen Forscher aber vielleicht ein lohnendes Exkursionsziel?

IMPRESSUM

Herausgeberschaft

Die Junge Akademie (JA)
an der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
und der Deutschen Akademie
der Naturforscher Leopoldina

Redaktionsteam der JA

Evelyn Runge (verantwortlich)
Katharina Heyden
Lisa Kaltenegger
Cornelis Menke
Klaus Oschema

Autoren der JA

Sibylle Baumbach
Alexander Danzer
Lena Henningsen
Pirkko Husemann
Silja Klepp
Tobias Kümmerle
Moritz Renner
Rebeka Voß
Jadwiga R. Ziolkowska

Weitere Autoren

Sandra Rauch,
freie Journalistin
Christian Broberger
Annika Moberg
Anna Sjöström Douagi

Text und Koordination

Katharina Bröcker,
Projektmanagement
Vera Klocke,
studentische Hilfskraft
Ulrich Pontes, freier Redakteur
Evelyn Runge, JA

Gestaltung

Wiebke Genzmer
Druck
Medialis Offsetdruck GmbH
Auflage
2.000 Exemplare
März 2014
© Die Junge Akademie

ISSN 1863-0367
www.diejungeakademie.de

EDITORIAL

Was packen Sie ein, wenn Sie reisen? Was bringen Sie mit, wenn Sie von einer Reise nach Hause kommen? Und vor allem: Warum reisen Sie? Die Mitglieder der Jungen Akademie (JA) sind in vielerlei Missionen unterwegs. Beruflich, um in anderen Ländern zu forschen und ihre Forschung vorzustellen. Einige müssen regelmäßig zwischen Wohn- und Arbeitsort reisen, um Berufs- und Privatleben zu verbinden (siehe Junge Akademie Magazin Nr. 15, April 2013, S. 4–15). Und Urlaubsreisen bedeuten nicht unbedingt, vom Beruf abschalten zu können: Die Inspiration lauert überall.

In unserem Dossier schreiben JA-Mitglieder über die unterschiedlichsten Aspekte von Forschungsreisen. Silja Klepp schildert im Interview ihre „Gratwanderung zwischen Nähe und Distanz“ als Ethnologin – sie recherchierte verdeckt in Libyen und erlebte mit, wie Flüchtlinge auf Lampedusa anlanden. Die Agrar- und Umweltökonomin Jadwiga R. Ziolkowska, gerade mit dem Berliner Wissenschaftspreis für den Nachwuchs ausgezeichnet, reflektiert die Auswirkungen des Forschungsreisens auf die Umwelt. Der Mediävist Klaus Oschema befragt seinen Fachkollegen Folker Reichert zum Zusammenhang von Reisen und historischer Reiseforschung und macht sich dafür stark, dass Historiker auch in Zeiten der Digitalisierung zu den Originalquellen reisen. Illustriert wird unser Dossier mit Gegenständen, die für die Mitglieder der Jungen Akademie unabdingbar zum Reisen gehören – und einer Geschichte der Sinologin Lena Henningsen, der ihre deutsche Bahncard in China einen großen Dienst erwies.

Der zweite Teil des Heftes berichtet wie gewohnt von Tagungen und Projekten, die Arbeitsgruppen der Jungen Akademie veranstaltet haben. Das Straßentheater „Speakers’ Corner“ zeigt, wie erstaunlich gut historische Texte zur heutigen Zeit passen. Cornelis Menke kommentiert Promotionen in Deutschland, und die AG „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ befasst sich weiterhin mit der Leistungsfähigkeit des deutschen Wissenschaftssystems. Die internationalen Verknüpfungen der Jungen Akademie sind in diesem Heft europafokussiert: Mitglieder der Jungen Akademie trafen sich mit Mitgliedern anderer europäischer junger Akademien, um gemeinsame Aktivitäten auf den Weg zu bringen, die sich mit – genau! – Europa befassen.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen im Namen des Redaktionsteams
Evelyn Runge



41° N, 44° O



TOBIAS KÜMMERLE, GEOGRAF

„Ein wichtiges Utensil ist mein Fernglas. Es hilft, in kurzer Zeit große Gebiete zu erkunden, gerade in Bergregionen, wo man nicht einfach überall hinkommt. Manchmal bekommen wir aber auch spektakuläre Tiere vor die Linse – bei meiner letzten Reise in den Kaukasus etwa Wisente und Bartgeier.“

Die Idylle trägt: Der Klimawandel droht, Menschen im Pazifikraum aus ihrer Heimat zu vertreiben.



FORSCHUNGSREISE – WEGE ZUR ERKENNTNIS

TEXT SIBYLLE BAUMBACH | FOTO SILJA KLEPP

Was an der Forschungsreise fasziniert, ist vor allem der Reiz des (noch) Unbekannten. Für dessen Erforschung verlässt der Wissenschaftler den heimischen Arbeitsplatz, nimmt Strapazen und Risiken auf sich – am Horizont die Verheißung, als Erster neue Erkenntniswelten zu ergründen. Im digitalen Zeitalter, in dem selbst der letzte Winkel dieser Erde per GPS und Google Maps ausgeleuchtet und jeder Schritt bis ins kleinste Details geplant werden kann, findet sich allerdings nicht nur die Reise in ‚unbekannte‘ Räume zumeist entzaubert: Online-Bibliotheken und Skype-Interviews ersetzen oft die Notwendigkeit, den eigenen Schreibtisch zu verlassen. So ‚reist‘ man fast täglich per Mausclick in die Archive oder Museen dieser Welt, überspringt Kontinente und Zeitzonen rasch in der Mittagspause. Wenngleich sie in Fächern wie der Geografie, der Archäologie und der Ethnologie noch mehr oder minder fest etabliert sein mag, ist die Forschungsreise in vielen anderen Bereichen zur Rarität geworden. Vielleicht ist es auch gerade das, was heute an der Forschungsreise fasziniert: die Tatsache, dass sie uns immer unbekannter wird.

UNDERCOVER INS KRISENGEBIET

Verzweifelte Menschen und geschmuggelte Feldtagebücher: Die Rechtsethnologin Silja Klepp über Forschungsdesigns, eigene Reiseerfahrungen und die Zwiespältigkeit professioneller Distanz

INTERVIEW SANDRA RAUCH | FOTOS SILJA KLEPP

JAM: Silja, als Ethnologin bist du viel gereist. Müssen Ethnologen heute noch gerne reisen – oder funktioniert anthropologische Feldforschung auch vom heimischen Schreibtisch aus, zum Beispiel über Skype?

Silja Klepp: Unbedingt muss man gerne reisen. Natürlich lassen sich Interviews auch mit neuen Methoden wie Skype führen. Das wird gerade bei Bachelor- oder Masterarbeiten eingesetzt und funktioniert teilweise gar nicht schlecht. Allerdings ist Feldforschung vor Ort durch nichts zu ersetzen, auch wenn die Dauer der Forschungsaufenthalte heutzutage oft kürzer wird und nicht mehr wie früher ein bis zwei Jahre als Muss gelten. Seit den 1990er Jahren hat sich auch die sogenannte multi-sited ethnography etabliert: Der Forscher folgt dem Thema, weil es sich an einem Ort nicht angemessen beforschen lässt. Meine Forschung entlang der EU-Seegrenze auf dem Mittelmeer ist dafür ein Beispiel.

JAM: Du hast 2006 in Libyen Flüchtlinge interviewt, während der Gaddafi-Diktatur, als schon die Einreise sehr schwierig war. Konntest du diese Feldforschung überhaupt planen, oder brauchtest du vor allem Glück?

Klepp: Ich habe mich extrem gut vorbereitet und schon im Vorfeld überlegt, wie ich mich im Land so bewegen kann, dass ich weder meine Informanten noch mich selbst gefährde. Ich habe Interviewpartner nie nach Namen gefragt und kein Aufnahmegerät benutzt. Es war klar, dass ich Migranten nicht einfach auf der Straße ansprechen kann und meine Forschung gewissermaßen undercover stattfinden muss. Die Kontakte habe ich dann

über katholische Gottesdienste in Tripolis gefunden. Am Rande von Tauffeiern wurde mir von den Bedingungen in libyschen Haftzentren erzählt, in denen viele Menschen willkürlich landen – auch viele Flüchtlinge, die von der EU abgeschoben wurden.

JAM: Auf Lampedusa und Sizilien hast du Anlandungen von Flüchtlingen beobachtet. Wie hast du diese Begegnungen erlebt?

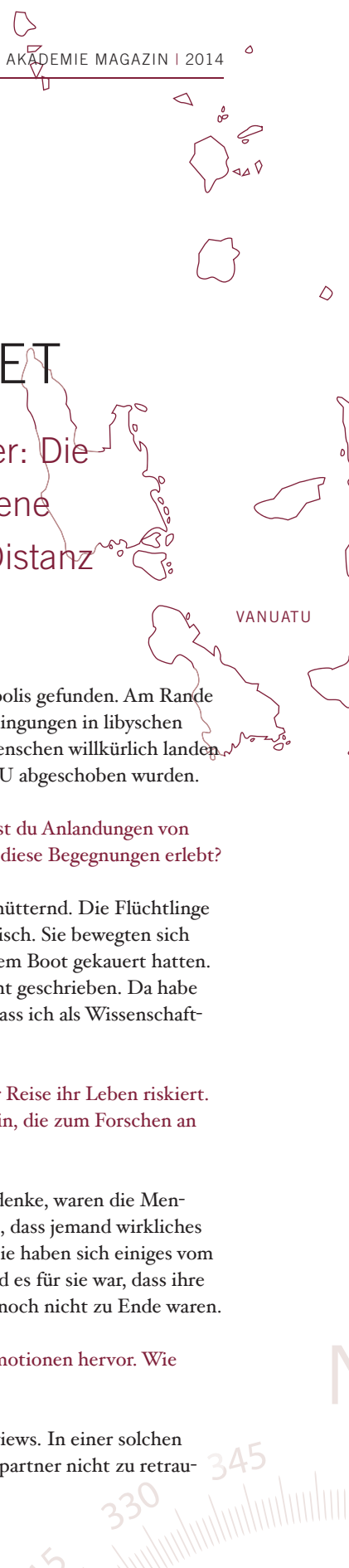
Klepp: Das war beide Male sehr erschütternd. Die Flüchtlinge waren völlig fertig, körperlich wie seelisch. Sie bewegten sich sehr steif, weil sie die ganze Zeit auf dem Boot gekauert hatten. Die Todesangst stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Da habe ich mich schon gefragt: Wer bin ich, dass ich als Wissenschaftlerin hier zuschauen?

JAM: Die Flüchtlinge haben auf ihrer Reise ihr Leben riskiert. Wie begegnen sie der Wissenschaftlerin, die zum Forschen an diesen Ort gereist ist?

Klepp: Vor allem wenn ich an Malta denke, waren die Menschen sehr offen. Es hat sie überrascht, dass jemand wirkliches Interesse für ihre Geschichten zeigt. Sie haben sich einiges vom Herzen geredet. Etwa wie erschütternd es für sie war, dass ihre Reise und letztlich ihr Leid auf Malta noch nicht zu Ende waren.

JAM: Diese Gespräche rufen viele Emotionen hervor. Wie gehst du methodisch vor?

Klepp: Ich arbeite mit offenen Interviews. In einer solchen Situation ist es wichtig, die Gesprächspartner nicht zu retrau-





DIE RECHTSETHNOLOGIN

Silja Klepp, Jahrgang 1976, ist Rechtsethnologin am Forschungszentrum Nachhaltigkeit der Universität Bremen. Im Mittelpunkt ihrer Arbeit stehen Migrationsbewegungen. Für ihre Dissertation war sie auf der Spur der Flüchtlinge entlang der EU-Grenze im Mittelmeer unterwegs; derzeit forscht sie zu menschenwürdigen Migrationsstrategien für Umweltflüchtlinge im Pazifikraum. Seit 2012 ist Silja Klepp Mitglied der Jungen Akademie.

matieren. Also keine Sachen aus ihnen herauszulocken, die sie gar nicht erzählen wollen, weil es sie zu stark belastet. Für sich selbst muss man eine klare Haltung einnehmen und etwa nicht die Hoffnung wecken, man könne in der konkreten Situation helfen. Generell versuche ich methodisch, Forschungsdesigns zu entwickeln, die diesen emotional und politisch aufgeladenen, komplexen Feldern angemessen sind. Zum Beispiel bin ich für meine Doktorarbeit auf der Spur der Flüchtlinge von Süden nach Norden gereist, also nach Libyen, Süditalien und Malta, was vor allem in Libyen ja kaum jemand gemacht hat. Die Frage dabei war immer: Wie kann ich diese Blackbox Mittelmeer ausleuchten und wie komme ich am nächsten an die in diesem Konflikt Beteiligten, also Flüchtlinge oder die Akteure der EU-Grenzsicherung, heran, ohne meine Gesprächspartner zu gefährden?

JAM: Mit fremden Menschen in Kontakt kommen und ein Vertrauensverhältnis aufbauen ist bei deiner Forschung sehr wichtig. Wie lernt man diese Fähigkeit zur sozialen Interaktion, die ja für alle Reisenden wichtig ist?



Farbenprächtiges Forschungsreiseziel: der Inselstaat Vanuatu im Südpazifik

Klepp: Es gibt etwas Anleitung im Studium, zum Beispiel wie man Kontakt zu Informanten bekommt. Aber viel liegt auch in einem selbst und ist vor allem Erfahrungssache. Mir hilft, dass ich Menschen im Allgemeinen sehr mag und neugierig auf sie bin. Wenn man offen ist, interessiert, respektvoll und auch ein bisschen vorsichtig, hilft das bestimmt sehr.

JAM: War es auf deinen Forschungsreisen manchmal schwierig für dich, mit Menschen in Kontakt zu kommen?

Klepp: Zum Teil liegt es an den Institutionen, dass manche Dinge nicht möglich sind. Zum Beispiel ist es mittlerweile nahezu unmöglich, in die geschlossenen Haftzentren auf Malta oder Sizilien zu gelangen, weil die Behörden wegen zunehmender öffentlicher Kritik dort niemanden mehr hineinlassen. Auf der Pazifikinsel Vanuatu hatte ich dagegen das Gefühl, dass die Menschen kein großes Interesse an der Begegnung mit Weißen haben. Das liegt an schlechten Erfahrungen mit australischen Touristen und erschwert den Kontakt.



Stationen afrikanischer Migranten auf dem Weg in die EU – Stationen eines Forschungsprojekts von Silja Klepp: Boote in Sizilien, Flüchtlingslager in Malta

JAM: Du sprichst Italienisch, Englisch und Französisch und führst Interviews fast immer ohne Dolmetscher. Leidet die Qualität der Forschung, wenn man einen Übersetzer braucht?

Klepp: Das ist eine Rieseneinschränkung, weil man die Nuancen nicht mitbekommt. Wer die Sprache nicht spricht, kann die Lebens- und Gefühlswelten der Menschen nicht richtig einschätzen. Das ist auch das Tolle an langen Forschungsaufenthalten. Man lernt die Sprache und übt immer weiter die kulturelle Sichtweise des Landes einzunehmen.

JAM: Ethnologen nehmen am Alltag der Menschen teil und erleben sie in sehr persönlichen Situationen. Wie bewahrst du die nötige Objektivität?

Klepp: Vom Anspruch der Objektivität ist die Ethnologie schon seit den 1960er Jahren abgerückt. Es ist nicht mehr der Fremde, den man untersucht, sondern der Forscher sieht sich mit seinen Erlebnissen und atmosphärischen Eindrücken als Teil des Feldes. Das ist eine Gratwanderung zwischen Nähe und Distanz, die man sauber reflektieren muss. Dazu kommt natürlich der Transfer des auf der Reise Gesammelten in die Forschung. Man sollte sich nie die Illusion machen, dass man genau weiß, wie die Leute ticken. Weil es sehr viel Zeit braucht, bis man durch dieselbe kulturelle Brille schaut und die Dinge richtig einordnen kann. Man muss vorsichtig sein mit eigenen Interpretationen und sollte auch nicht publizieren, bevor man den Eindruck hat, die Zusammenhänge verstanden zu haben.

JAM: In deinem aktuellen Projekt untersuchst du Lösungsansätze für Klimaflüchtlinge in Ozeanien. Forschungsreisen dorthin verursachen einen immensen Ausstoß des Treibhausgases CO₂. Muss die Wissenschaft hier Verantwortung übernehmen?

Klepp: Es ist ein schlimmes Dilemma, dass Klimawissenschaftler zu den größten Fliegern gehören, die es gibt. Dafür muss man Lösungen finden. Es gibt zum Beispiel Webseiten, auf denen man den CO₂-Ausstoß kompensieren kann. Das habe ich einmal gemacht. Außerdem kann man Synergien schaffen und auf dem Weg noch etwas erledigen. Und lieber einen langen Forschungsaufenthalt organisieren als mehrere kurze.

JAM: Kannst du privat reisen und den Forscherblick zu Hause lassen? Und umgekehrt: Ist jeder Tourist automatisch ein Ethnologe?

Klepp: Wer mit Neugier auf die Menschen und die Kultur vor Ort reist, kann immer eine ethnologische Reise machen. Rücksichtsloses Reisen wie Saftourismus, der möglichst alle Tabus bricht, widerspricht natürlich diesem Verständnis. Privat würde mir ein Cluburlaub eher widerstreben. Gerade wenn ich das Gefühl habe: Draußen ist die Armut und ich sitze hier drinnen. Mir ist es immer wichtig, das Land kennenzulernen.

JAM: Welches Reiseerlebnis wirst du nie vergessen?

Klepp: Nie vergessen werde ich sicher den Moment, als ich nach der Forschung in Libyen wieder im Flugzeug saß: Ich war erleichtert, dass mein unter Souvenirs getarntes Feldtagebuch bei der Kontrolle nicht aufgefallen war. Andererseits war ich stark erschüttert von den Erlebnissen dort, den Begegnungen mit jungen Familien etwa, die nicht wissen, was morgen sein wird. Sehr positiv habe ich dagegen meine Ankunft auf einer kleinen Insel im Pazifik im Gedächtnis. Die Menschen leben von Subsistenzwirtschaft, ernten Kokosnüsse in ihren Gärten. Diese nachhaltige Lebensweise hat mich beeindruckt. Es war ein bisschen so, wie man sich ein Südseeparadies vorstellt.



Die Menschen im Inselstaat Kiribati leben schon immer im engen Kontakt mit dem Meer, aber ...



52° 33' N, 13° 22' O



PIRKKO HUSEMANN,
THEATERWISSENSCHAFTLERIN

„Zu meiner Forschung gehört es, Theater- und Tanzaufführungen an den verschiedensten Orten zu besuchen. Ohropax habe ich dabei immer einstecken – man weiß ja nie, ob es im Theater nicht eventuell ohrenbetäubenden Lärm gibt, der sich nicht gut mit Tinnitus verträgt.“



... wenn dessen Spiegel durch die Klimaerwärmung steigt, ist ihre Existenz unmittelbar bedroht.

NACHHALTIGER ERKENNTNISGEWINN?

Forschungsreisen aus Umweltperspektive kritisch hinterfragt

TEXT JADWIGA R. ZIOLKOWSKA


Die Forschung hat Jadwiga Ziolkowska in 26 Länder aller Erdteile geführt. Als Agrar- und Umweltökonomin hat sie dabei stets den Zusammenhang von Umwelt- und Klimaveränderungen, wachsender Weltbevölkerung und florierender Technologie im Blick. Aus dieser Erfahrung reflektiert die Wissenschaftlerin, die an der Berliner Humboldt-Universität lehrt und seit 2012 der Jungen Akademie angehört, über Forschungsreisen im Rahmen einer auf Nachhaltigkeit zielenden Wissenschaft.

In einer zunehmend globalen wissenschaftlichen Community machen länderspezifische Besonderheiten die effektive Durchführung von Forschungsreisen zur Herausforderung. Bei allen Eigenheiten unterscheiden sich die Umweltprobleme aber kaum. So ist in den vergangenen Jahrzehnten überall das Flugzeug zum gebräuchlichsten Verkehrsmittel geworden. Es kann uns in die entferntesten Ecken der Erde bringen, andererseits verursacht es Umweltschäden: Eine Flugreise produziert pro Fluggast mit 153 Gramm Kohlendioxid pro Kilometer mehr als ein beladener LKW auf der Straße. Im Bus sind es dagegen 3 Gramm, im Fernzug 2,2 Gramm CO₂ pro Fahrgast und Kilometer. Um den CO₂-Fußabdruck möglichst gering zu halten, müssten die Verantwortlichen Reisen möglichst vermeiden. Die zweitbeste Alternative ist es, Reisetrecken zu reduzieren, die drittbeste, Verkehrsmittel mit geringem CO₂-Ausstoß zu wählen. Dann immer noch unvermeidliche Emissionen könnten über entsprechende Anbieter etwa durch Aufforstungen kompensiert werden.

Umweltverschmutzung und Klimaerwärmung sind ein dringendes Problem der Menschheit. Auf der Suche nach kurz- und langfristigen Lösungen wendet sich die Politik der Forschung zu, die heute auch teilweise von sich aus das Ziel eines nachhaltigen Lebens verfolgt. Andererseits haben uns Forschung und der daraus resultierende technische Fortschritt erst ermöglicht, die weite Welt zu entdecken und mittlerweile jede beliebige

Region relativ einfach zu erreichen. Dadurch und als ein globales Unterfangen mit vielfältigen Konferenzen, Begegnungen und Erkundungsreisen trägt Forschung aber gleichzeitig zur Umweltverschmutzung bei. So fühlen sich viele Umweltforscher für die Umweltverschmutzung mitverantwortlich, ebenso wie wir als Menschheit insgesamt im Zwiespalt stecken zwischen den unbegrenzten technologischen Möglichkeiten und dem Wunsch, die natürlichen Ressourcen für künftige Generationen zu schützen.

Sollen wir also Forschungsdestinationen gezielter auswählen? Sollen wir Forschungsreisen begrenzen, auch wenn das Wissensverlust bedeutet? Werden die künftigen Generationen mehr Umweltbewusstsein entwickeln und in dieser Hinsicht umweltfreundlicher entscheiden? Dass mit einer solchen Wende nicht unbedingt zu rechnen ist, zeigen die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte: Je einfacher das Reisen, je besser zugänglich ferne Länder, desto größer das Verlangen nach Mobilität. Es gibt wenig Grund zu der Annahme, dass sich dieser lange – und überall auf der Welt – zu beobachtende Trend umkehren sollte.

Forschung und Technologie können aber gleichzeitig CO₂-neutrale Alternativen voranbringen. So lassen sich Forschungsprojekte durch Telefon- und Videokonferenzen auf die Entfernung moderieren, wenn dies persönliche Interaktionen auch nicht komplett ersetzt. Zu hoffen wäre, dass das Problembewusstsein bei Forschern und Forschungsfinanziers wächst. Dann könnte die Forschung, die wir in verschiedenen Ländern und Kooperationen betreiben, einerseits helfen, die Umwelt zu schützen und unsere Lebensbedingungen zu verbessern – andererseits könnten Forscher den Ertrag ihrer Reisen mit CO₂-kompensierenden Maßnahmen kombinieren. Schließlich könnten Schulungsmaßnahmen das Umweltbewusstsein der jungen Generation stärken und sie für drängende globale Probleme sensibilisieren. 



52° 9' N, 9° 57' O

EVELYN RUNGE,
MEDIENWISSENSCHAFTLERIN

„Rollkoffer wurden für mich erfunden, denke ich jedes Mal, wenn ich mich auf eine Reise begeben. Früher reiste ich mit dem Rucksack und nahm vielleicht drei Bücher mit. Heute reise ich mit dem Koffer, und oft nehmen die Bücher mehr Platz ein als meine Kleider. Der Kofferraum sieht zum Semesteranfang dann auch entsprechend aus: im Koffer Bücher, im Wäschekorb auch.“

EINE ANDERE WELT, HEUTE UND DAMALS

Zwei Mediävisten im Gespräch: Folker Reichert, Spezialist für Reisegeschichte, über Forschungsreisen und die Arbeit von Historikern

INTERVIEW KLAUS OSHEMA | DOKUMENTATION + FOTOS ULRICH PONTES



DER FRAGENSTELLER

Klaus Oschema ist habilitierter Historiker und lehrt mittelalterliche Geschichte an der Universität Heidelberg. Sein Forschungsinteresse gilt vornehmlich der Geistes- und Kulturgeschichte des hohen und späten Mittelalters, politischen und sozialen Ordnungsvorstellungen sowie der symbolischen Kommunikation. Er ist seit 2009 Mitglied der Jungen Akademie und engagiert sich dort unter anderem in der AG „Lehre“ sowie im Redaktionskreis des Junge Akademie Magazins.

Klaus Oschema: Forschungsreisen – da denkt man an Figuren der Neuzeit wie Alexander von Humboldt: Jemand geht hinaus in die Welt, um etwas zu entdecken. Auch wenn er dort vielleicht nur sich selbst findet – das steht ja auf einem anderen Blatt –, findet zunächst eine Bewegung nach außen statt: Man reist dezidiert um Neues kennenzulernen. Ist das eine Signatur der Moderne? Oder würde der Mittelalterhistoriker – wie bei vielen anderen Themen – sagen: Das gab es auch schon im Mittelalter?

Folker Reichert: Man sollte immer weiter in die Vergangenheit schauen – da habe ich mich oft mit Neuzeithistorikern angelegt. Das kann man auch beim Thema Reisen gut begründen, allerdings gibt es im Mittelalter ein Problem: Neugierde ist tabuisiert. Man kann sie nicht so ohne Weiteres ausleben wie später Humboldt. Aber trotz aller Versuche, sie einzudämmen: Die *curiositas* kommt immer wieder zum Vorschein. Man wird daher auch immer Auseinandersetzungen mit ihr finden, nur anders als heute: Heute ist Neugierde positiv besetzt, im Mittelalter dagegen muss man sie eher verhüllen, gut begründen, gar entschuldigen. Allerdings sind Fernreisen noch das geringste Problem: Wenn man die Neugier im Mittelalter im europäischen Raum ausleben will, kommt man schneller in den Verdacht, häretischen Neigungen nachzugehen – die Fernreise liegt da gewissermaßen näher. Auch das Publikum lässt sich davon gerne erzählen. Da übersieht man theologische Komplikationen leichter.

Also die Fernreise regt an, und die Erlebnisse damit irritieren und fordern einen in extremem Maße. Für mich war meine erste Reise in den außereuropäischen Raum ein Initiationserlebnis: Ohne viel Vorbildung bin ich 1975 nach Indien geflogen. Dort steige ich dann aus dem Flugzeug, verlasse den damals schon einigermaßen internationalen Flughafen in Neu-Delhi – und stehe

mitten in der Prarie, vor mir ein ausgemergelter dunkelhäutiger Inder mit einem Ochsenkarren, auf dem ich in die Stadt hätte fahren sollen. Das Bild habe ich heute noch vor Augen. Ich war geradezu schockiert und wusste: Hier bin ich in einer anderen Welt. Und das ist genau das, wovon – wie ich später gelesen habe – die mittelalterlichen Ostasien-Reisenden berichteten: das *aliud saeculum*, die andere Welt. Hier kommen also der Begriff und meine eigene Erfahrung zusammen – damit kann man operieren.

Oschem: Nach diesem Schockerlebnis haben Sie einen interessanten Weg genommen: Sie gelten heute als Spezialist für das Reisen im Mittelalter – als Sie sich darauf einließen, war das ein höchst ungewöhnliches Thema in einer traditionell stark national- und politikgeschichtlich orientierten Disziplin. Wurden Sie hier von einer fachlich ausgerichteten Idee motiviert, oder hat sich eher Ihr individuelles Erleben in der Forschung manifestiert?

Reichert: Reisen und wissenschaftliches Interesse, das waren für mich lange zwei getrennte Felder und ich hatte Mühe, sie zusammenzubringen: Das exotisch-bunte, persönliche tiefe Erlebnis mit einer eher rechts- und sozialhistorisch, sehr theoretisch angelegten Ausbildung. In meiner Dissertation ging es um Verfassungsgeschichte – dabei habe ich unter anderem gelernt, wie man abstrakte Sachverhalte in den Griff bekommt. Wegen des Reisetemas hatte ich dann lange ein schlechtes Gewissen und die Befürchtung, mich auf ein nicht konsensfähiges, kurzlebige Terrain zu begeben. Nun ist aber immerhin seit 30 Jahren das Interesse daran recht groß, was zeigt, dass doch viel dahintersteckt. An der Reisegeschichte lässt sich eine Menge zeigen, sie hat mit Kulturgeschichte und anthropologischen Fragestellungen zu tun. Und was mir auch Kollegen bestätigt haben: Dass diese Sachverhalte, gerade wenn sie außerhalb Europas angesiedelt sind, auch gut zu beschreiben sind. Auf jeden Fall macht es mehr Spaß als Verfassungsgeschichte: Meine Dissertation war auch wichtig und interessant, aber ich habe mich doch jahrelang gequält, während ich später von der Buntheit und Vielfalt des Lebens angetrieben wurde, die man eben dann erfassen kann, wenn man sich mit Reisen im 8. oder 13. Jahrhundert beschäftigt.

Oschem: Reisen kann man mit unterschiedlichem Radius – es gibt regionale Reisen, Wallfahrten und vieles mehr. Sie legen den Fokus auf Fernreisen. Vielleicht können Sie skizzieren, wie es dazu kam und wie das in der Disziplin wahrgenommen wurde.

Reichert: Es gab immer den Vorbehalt, dass das unseriös sei. Ich plaudere auch kein Geheimnis aus, wenn ich erzähle, dass mein Doktorvater eher zögerlich und zurückhaltend war gegenüber diesen Dingen, er sorgte sich um meine Laufbahn. Er hatte dann sein Erweckungserlebnis bei einem Vortrag, den ich gehalten habe, und meinte, da sei ja vielleicht doch etwas dran. So hat sich das auch allgemein bestätigt: Bei vielen Kollegen kam es letztlich doch ganz gut an – zumal man das Thema ja seriös handhaben kann. Das würde ich immer verlangen: Bei aller Anregung durch neue Ansätze – damals insbesondere aus



DER INTERVIEWTE

Folker Reichert war Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Stuttgart; seit 2012 ist er offiziell im Rubestand. Schwerpunkt seiner Forschung war und ist die Geschichte des Reisens, die er als Themenfeld innerhalb der Mediävistik selbst maßgeblich mitbegründet hat. Gastdozenturen und private Reisen haben ihn im Lauf seines Berufslebens regelmäßig für längere Aufenthalte nach Ost- und Südostasien geführt.

CHINA

Frankreich – muss alles trotzdem methodisch sauber gearbeitet sein. Mein Credo war immer: französische Anregung, deutsche Methode. So haben dann doch Kollegen damit etwas anfangen können, einige haben ein eigenes Interesse an der Reisege-
 schichte entwickelt. Dass ich den Fokus auf Fernreisen lege, war zunächst einmal eine Herausforderung, für mich wie auch für die Leser: Bis heute wird oft nicht unterschieden zwischen Ostasien, Südostasien, Südasien, Zentralasien und so weiter. Die Leute haben ein undifferenziertes Bild und denken bei „Asien“ nur an China und Japan. Und man muss ja anknüpfen an vorhandenes Wissen, um nicht völlig exotisch zu bleiben. Das bedeutet, immer auch anzudocken, an die europäische oder auch deutsche Geschichte. Manche Namen etwa sind dafür gut geeignet: Mit Marco Polo kann jeder etwas anfangen. Oder man kann geografisch ein bisschen näher kommen, weshalb ich Jerusalemreisen hinzugenommen habe. Das schafft die Verbindung zu Pilgerfahrten und Frömmigkeitsgeschichte – klassische Felder, von denen jeder Mediävist etwas versteht. Von hier kann man sich zu weiteren zentralen Fragen vorarbeiten: Wahrnehmungsgeschichte, Kulturkontakt, Kulturaustausch. Somit führt die Reisegeschichte in weite Felder und man kann nachvollziehen, dass das Thema Historiker weiterhin beschäftigt.

Oschema: Sie haben für Ihre Arbeiten immer den Blick von Europa aus analysiert, Wahrnehmungsgeschichte betrieben: Wie entdeckt man diese vorher fremde, unbekannte Welt für sich. Wie passt das zusammen mit der neueren Tendenz von der Welt hin zu einer Globalgeschichte? Würden Sie sagen, Sie haben dazu etwas beizutragen, oder ist diese Entwicklung Ihnen vielleicht etwas fremd oder unzugänglich geworden, weil Sie dafür die Perspektive gewissermaßen umkehren müssten?

Reichert: Grundsätzlich würde ich sagen: Ich habe einen Beitrag geleistet zur Öffnung hin zu einer Globalgeschichte. Meine Perspektive ging aber immer von Europa aus. Das hat zu tun mit meinen methodischen Wurzeln: Ich habe gelernt, dass Geschichtswissenschaft eine philologisch-historische Methode besitzt und sich auf den Wortlaut von Texten stützt. Geschult bin ich, mit Quellen in Latein und anderen mittelalterlichen europäischen Sprachen zu arbeiten. Ich bin kein Sinologe! Weltweite Archivforschung oder Arbeit an Handschriften ist mir – wie auch allen anderen – nicht möglich. Das halte ich übrigens für eine gravierende Schwäche der Globalgeschichtsschreibung:

Sie erfordert immer den Rückgriff auf die Vorarbeiten anderer, ist nur als Aufarbeitung des Literatur- und Forschungsstandes möglich. Das kann sehr gut gemacht sein, aber es kann nicht das erfüllen, was ich als kategorischen Imperativ der Geschichtswissenschaft gelernt habe: *ad fontes!* Die Quellenarbeit ist mir immer sehr wichtig gewesen und ist es noch, auch wenn bei mir später durchaus ein Interesse an den umgekehrten Reisen hinzukam. Das ist auch ungemein spannend, nur steht man immer wieder vor dem Problem, an den Übersetzungen nicht genau erkennen zu können, welche Eindrücke da formuliert wurden. Bei solchen sprachlichen Hindernissen können Kollegen helfen, die sich da auskennen – aber das hat gewisse Grenzen, die ich sonst so nicht habe. Was den Eurozentrismus-Vorwurf angeht: Den gibt es schon, aber weniger in Bezug auf meine konkreten verschriftlichten Arbeiten, sondern ganz generell und von einer Seite, die der Vorstellung anhängt, dass alles auf Transfer und Austausch basierte und alle auf Augenhöhe miteinander waren – etwa aus Richtung der post-colonial studies. Dem würde ich aber ohnehin nicht zustimmen. Mich hat immer die Frage nach der Rolle Europas in der Welt umgetrieben, und die ist massiv gewesen, mehr als 500 Jahre lang und auch heute noch.

Oschema: Sie sind nicht nur in Deutschland tätig, quasi als „armchair historian“, sondern weit darüber hinaus: Gastprofessuren haben Sie für längere Zeit in Japan und China geführt. Waren das unabdingbare Impulse für Ihre Arbeiten oder eher eine Art Kür – befruchtend, aber nicht unbedingt nötig?

Reichert: Das ist sehr differenziert zu beantworten. Ohne diese Aufenthalte wäre vieles nicht gelaufen. Der Anstoß zur Beschäftigung mit Marco Polo kam von meiner Tätigkeit in China, aber ganz ungeplant. Die Gelegenheit für den Aufenthalt dort hatte sich einfach ergeben, ich hatte Interesse, ging hin und wollte das dann in irgendeiner Weise rückbinden an meine hiesigen Erfahrungen. Und diese Konstellation ist mir geblieben, dieses Hin und Her. Das ist nicht ganz einfach auszuhalten. Ich war gerade wieder längere Zeit in Japan, und das ist enorm faszinierend für mich. Ich kann auch arbeiten dort, nicht ideal, es geht – aber dafür ist die Anregung dort omnipräsent. Wenn ich hier bin, habe ich wieder etwas andere Interessen. Man muss aushalten, durch Wechselbäder hindurchgezogen zu werden. Aber es bleiben natürlich die Erfahrungen. Das Verschriftlichen wiederum fällt mir hier leichter, weil ich hier – gerade in Heidelberg – hervor-

ragende Bibliotheksverhältnisse vorfinde. Im übrigen würde ich sagen: Die Anregungen durch den Umgang mit Studierenden und Kollegen waren viel wert. Als ich zum Beispiel in China angefangen hatte, mir Gedanken zu machen über wechselseitige Wahrnehmung und Stereotypen, habe ich versucht, mit chinesischen Freunden darüber zu sprechen. Aber so sehr sie mir gewogen waren, bin ich damals damit auf spürbare Distanz gestoßen. Einer sagte: Das ist euer Problem. Mit der Wahrnehmung – wir von euch oder ihr von uns –, damit haben wir kein Problem, das interessiert uns nicht. Mittlerweile hat sich das geändert. Aber damals ist mir klar geworden: Kulturen haben auch je unterschiedliche Interessen und Fragestellungen.

Oschema: Droht hier nicht der Vorwurf des methodischen Eurozentrismus? Dass man gewissermaßen die westliche Denkschule mit ihren Vorstellungen, Kategorien, Interessen und Zugangsweisen in den Mittelpunkt stellt?

Reichert: Ja, man könnte den Eindruck haben, dass nach wie vor vom Westen eine gewisse Dominanz ausgeht – nur: welcher Westen? Gehört nicht beispielsweise Japan dazu?

Oschema: Sie sind viel gereist, haben dabei wissenschaftlichen Austausch gepflegt und Inspiration bekommen – sehen Sie sich eigentlich als „Forschungsreisender“?

Reichert: Eingangs haben Sie Alexander von Humboldt erwähnt – in diese Reihe gestellt zu werden ist ein Anspruch, der eine Nummer zu groß ist. Eine dezidierte Forschungsintention wie Humboldt hatte ich höchstens partiell. Andererseits frage ich mich: Wie kann ein Historiker eigentlich auf Forschungsreise gehen, zumal außerhalb Europas, wo er in Bibliotheken und Archiven wenig zugängliches Material findet? Ich glaube, das geht so gar nicht. Man kann natürlich zu Tagungen und Konferenzen fahren. Oder man kann Schauplätze aufsuchen und die Dimension des Raumes aufnehmen. Das ist wichtig, deshalb gehören Exkursionen zum Studium. Was für mich allerdings auch immer wichtig war, obwohl es nicht Gegenstand von Exkursionen ist, ist die Anregung durch das fremdkulturelle Umfeld. Da geht es also darum, den Menschen zu begegnen, deren Aktions- und Interaktionsweisen zu beobachten und möglichst zu verstehen. Diese Anregung ist aber letztlich nicht planbar. Deshalb würde ich mir das Etikett Forschungsreisender nicht anheften.

Oschema: Aber es stellt sich doch auch die Frage, inwieweit Erfahrungen in einer fremden Kultur für Mediävisten erkenntnisleitend sein können: Die Fremdheitskonstellationen heute sind ja andere als vor 500 Jahren. Ist es also nicht ein verführerischer Fehlweg, die Eigenerfahrung auf vermeintliche Mechanismen damaliger Fremderfahrung zu projizieren?

Reichert: Eigentlich sollte man doch gelernt haben, die eigene Person herauszuhalten und den Dingen objektiv, als Objekten, auf die Spur zu kommen. Und die Methodenfrage sollte man immer ernsthaft bedenken. Man muss also aufpassen und sich bewusst davor hüten, eigene Anschauungen und Erfahrungen in Vergangenheiten hineinzuprojizieren. Dazu gehört es eben auch, *ad fontes* zu gehen, an den Quellen zu arbeiten, und Gefundenes von allen Seiten zu reflektieren. Dann kommt man zu Ergebnissen, die vielleicht nicht gewiss sind, aber die man vertreten kann.

Oschema: Das „Vetorecht der Quellen“ also und die Einhegung der Arbeit des Historikers durch die bewusste Reflexion des eigenen Standpunkts. Nun gibt es aber, ausgehend von der Neuesten Geschichte, Forderungen nach einer Art empathischer Geschichtsschreibung: Da wird nicht nur die Notwendigkeit betont, Emotion als Triebfeder für menschliches Verhalten im Blick zu haben, sondern ganz dezidiert auch Emotion und Empathie auf der Seite des Historikers mit einzubeziehen. Etwa wenn es darum geht, über die Schockerlebnisse des Ersten Weltkriegs zu schreiben oder über den Holocaust. Würden Sie sagen, da muss – und kann – man ganz rigide trennen?

Reichert: Das ist sehr schwer. Natürlich ist man in einer etwas komfortableren Position, wenn man sich nicht mit dem Holocaust oder dem Ersten Weltkrieg beschäftigt. Das ist die Chance des Mediävisten: man hat einen fernen Gegenstand. Aber man muss sich immer vor Augen halten, dass der Historiker nicht nur die Aufgabe hat, Fragen zu beantworten, die die Leute beschäftigen – er soll es auch in vertretbarer und nachhaltiger Weise tun. Und das kann er am besten, indem er einen distanzierten Standpunkt gewinnt. Die eigene Emotion sollte man durchaus bedenken, Empathie habe ich bei meinen Themen allemal – aber ich muss sie eben durch meine Reflexion methodisch zügeln. Das ist der Job des Wissenschaftlers und schafft, denke ich, einen wertvollen und vor allem genauen Zugang zu den Sachverhalten.

WAS VOM REISEN ÜBRIG BLEIBT

Fotos fixieren Erinnerungen: Seit es sie gibt, sind sie eng mit dem Reisen verknüpft. In der digitalen Welt werden sie dank eingebetteter Metadaten zum Rohmaterial für dessen Erforschung

TEXT + FOTOS EVELYN RUNGE



Als William Henry Fox Talbot mit seiner Frau und seinen Schwestern 1833 am Comer See war, zeichneten die Frauen die Landschaft. Ihm selbst gelang das nicht so, wie er sich wünschte. Zurück in England machte er sein Anwesen in Lacock Abbey zur Forschungsstätte der frühen Fotografie. Er entwickelte verschiedene Verfahren wie Fotogramme, die er *sciagraphs* nannte – Schattenzeichnungen –, das *cliché verre* und das Negativ-Positiv-Verfahren. Heute ist Lacock Abbey Pilgerziel für jene, die mit Talbots Techniken arbeiten oder dies in Workshops vor Ort lernen wollen. Eines der ersten – und berühmtesten – Fotos Talbots zeigt sein Fenster. Dieses Fenster wiederum ist eines der Fotos, die heutige Lacock Abbey-Reisende als Souvenir mitbringen.

Reproduktion von bereits Bekanntem ist eines der häufigsten Motive in der Reisefotografie: Markante Gebäude, Landschaften, Straßenzüge, aber auch Filmlocations, ehemalige Schlachtfelder und Schauplätze aus Bestsellern sind Ziel und mitunter Anlass einer Reise. Häufig findet zudem eine Aneignung des Ortes durch eigene Inszenierung statt: Wer an der Abbey Road steht, stellt den Gang der Beatles über den Zebrastrifen nach; der Schiefe Turm von Pisa wird, so täuscht die Perspektive des Fotos zumindest vor, mit den eigenen Armen gestützt; wer das Amselfeld im Kosovo sieht, mag vielleicht enttäuscht sein über die heutige Harmlosigkeit dieser Wiese, sie aber dennoch ablichten: „Ich war hier, da und dort.“

Reisen scheint heute einem Wettbewerbsgedanken zu unterliegen: Wie viele Länder wurden bereist, in wie vielen Tagen, mit welchen Verkehrsmitteln? Die Grenzen zwischen privatem und beruflichem Reisen verschwimmen. Reiseblogs etwa waren lange vornehmlich private Mitteilungsseiten; mittlerweile professionalisiert sich die Reiseblogger-Szene, und es mag sogar einige geben, die nicht nur das Reisen zu ihrem Beruf gemacht haben, sondern auch von ihrem Blog leben können.

Tracking-Techniken, integriert in jedes Smartphone mit GPS-Funktion, sortieren die eigene visuelle Erinnerung anhand der automatischen Verknüpfung mit Geokoordinaten – und verändern sie aus Rezipientenperspektive. In der Wissenschaft wird Geotagging beispielsweise genutzt, um herauszufinden, welche Punkte in einer Stadt von Interesse sind – und damit auch für andere sehens-würdig. Bálint Kádár und Mátyás Gede haben mit Geokoordinaten versehene Fotos aus Budapest analysiert, die auf der Fotoplattform Flickr veröffentlicht wurden. Sie unterschieden anhand der Aufnahmedaten Einheimische und Touristen: Als Tourist gilt, wessen Fotos in einer Zeitspanne von weniger als fünf Tagen aufgenommen wurden (der Durchschnittstourist bleibt drei Tage in Budapest). Doch: „Even locals act like the tourists when photographing places in a city. (...) In the majority of cases one living in Budapest will be attracted to a sight the same way as a tourist, mostly because even an afternoon walk equipped with a photo camera is a tourist experience, even if the travel takes one to a much closer destination.“

Der Programmierer Eric Fischer hat in seinem Projekt „The Geotagger’s World Atlas“ Ähnliches gemacht: Er erstellt aus Fotos, die er bei Flickr und Picasa findet, abstrakte Karten. Jedes Foto markiert Fischer auf seiner Karte durch einen Punkt. Fischers Atlas wurde oft als Karte des Tourismus missverstanden – er reagierte mit seinem Projekt „Locals and Tourists“. Als Einheimische gelten Menschen, die in einem Zeitraum von mehr als einem Monat an einem Ort fotografiert haben – ihre Aufnahmen stellt Fischer durch blaue Punkte dar, die der Touristen durch rote. War es unmöglich, eine Entscheidung zu fällen, nutzte Fischer gelbe Punkte. So werden die sehr konkreten Fotos, die auf Reisen aufgenommen werden, bei Fischer zu abstrakten Punktwolken. Auch aus ihnen wird deutlich, dass private Reisefotos, die im Internet geteilt werden, sich oft an bereits Gesehenem orientieren: Sie reproduzieren Wahrzeichen, die dem Menschen

am Auslöser ohnehin aus Reiseführern, Presseerzeugnissen oder Katalogen bekannt sind.

Die Medien- und die Tourismusbranche gelten als größte Industrien der Welt. Beide leben von Fantasie – über Orte, die existieren und die – scheinbar – jeder bereisen kann, über Orte, die nicht existent sind und doch vertraut scheinen, und über Hybrid-Orte: Orte, die in der Wirklichkeit liegen, von Fantasien aber überstülpt werden. Wer kann nach Peter Jacksons Filmen noch „Neuseeland“ sagen, ohne Mittelerde mitzudenken oder diese Assoziation beim Zuhörer und Zuschauer auszulösen?

Die Ankunfts- und Abfahrtsstellen sowie Transiträume – Voraussetzung für jeden öffentlichen Transport – sind hingegen kaum Gegenstand der Abbildung durch Reisende. Der französische Ethnologe Marc Augé bezeichnet Bahnhöfe, Flughäfen und Autobahnen als Nicht-Orte der Globalisierung: „Autobahnen, Flughäfen, Supermärkte, Bankautomaten und Computer, überall hier ist soziales Leben im Alleingang zu bewältigen, ein Widerspruch in sich, der aber dem heutigen Paradox entspricht: Man kann heutzutage allein sein und Beziehungen zur ganzen Welt unterhalten.“ Der Leipziger Spaziergangsforscher – Promenadologe – Bertram Weißhaar interessiert sich gerade für die Nicht-Orte, die so untouristisch erscheinen, und verhilft mit seinen Touren durch Braunkohletagebauegebiete und auf Parkdecks zu einer anderen Wahrnehmung dessen, was im Alltag habituell übersehen wird. In seinem Projekt „Go By Bus“ erforschte er das europäische Busnetz und die jeweiligen Fernbusbahnhöfe fotografisch. Sein Ziel ist, medial vorgeprägte Bilder im Kopf zu lösen und eine veränderte Wahrnehmung zu bewirken.

In der Forschung scheint die Vielfältigkeit des Zusammenhangs von Reisen und Fotografie derzeit noch unterbelichtet zu sein – vielleicht auch, weil beide Bereiche kulturpessimistisch betrachtet wurden, geprägt durch Susan Sontags kritische Schriften über Fotografie sowie Hans Magnus Enzensbergers „Theorie des Tourismus“. Die Reisenden jedenfalls, die nach Lacock Abbey kommen, sind als moderne Hybrid-Reisende zu verstehen: Arbeiten sie dort, forschen sie noch, oder genießen sie schon? ✿

Die Medienwissenschaftlerin und Journalistin Evelyn Runge, seit 2011 in der Jungen Akademie, forscht an der Universität Hildesheim.

MEKKAS DER MEDIÄVISTEN

Warum trotz Datenbanken und Digitalisierung der Weg in die Archive unerlässlich bleibt: eine Eloge auf Forschungsreisen für Historiker

TEXT KLAUS OSHEMA

In Filmen, Romanen und Ausstellungen, in Rollenspielen und auf Marktfesten: Das Mittelalter ist erstaunlich populär. Modernitätsgeplagte suchen damit das Traumbild einer beherrschbar einfachen Welt, andere genießen den Hauch des Abenteurers, der von der immer noch oft als finster und rau verschrienen Epoche ausgeht.

Wirklich erstaunlich ist aber, dass sogar die Historiker, die sich mit dem Mittelalter beschäftigen, zuweilen vom abenteuerhaften Flair profitieren: Dann jagt Indiana Jones der Heiligen Lanze hinterher (nun gut, ein Archäologe) und Dan Browns Robert Langdon (hm, ein „Symbolologe“?) überlebt die weit von jeglicher Logik angelegten Verwicklungen rund um den „Da Vinci Code“, die Illuminati und viele böse Kirchenmänner nur, weil er tiefes historisches Wissen über die Templer, die Fibonacci-Folge und mancherlei anderes mitbringt.

Der Arbeitsalltag von Mediävisten sieht weniger aufregend aus – und das ist Programm: Historiker bearbeiten zumeist Texte, die es zu lesen, zu verstehen und zu interpretieren gilt. So mag der akademisch höchst ausgewiesene Kollege im Recht gewesen sein, der mir am Beginn meiner Dissertationsphase mahnend mit auf den Weg gab, die „*stabilitas loci* des Hinterns“ sei die unabdingbare Voraussetzung für das „freie Schweifen des Geistes“.

Dass historische Erkenntnis allein am Schreibtisch reift, ist aber nur die halbe Wahrheit: Auch Mediävisten reisen. Manchmal aus ganz profanen Gründen, wie dem Urlaub, der sie zuweilen hinterrücks mit ihren Studienobjekten konfrontiert. Man kann sich von der Arbeit regelrecht verfolgt fühlen: Wer durch Europa fährt, stolpert allerorten über alte Städte, Burgen, Kirchen, ja sogar Straßen, Kanäle, Mauern und Brücken. Kein Wunder also,

dass sich manche Fachkollegen zum Entspannen seit Jahren auf dieselbe abgelegene Insel flüchten, um zumindest für einige Wochen fern aller Arbeit zu sein.

Reiz und Widerborstigkeiten

Daneben gibt es aber auch Reisen im Dienst der Forschung. Auch wenn viele im Internet das optimale Medium für den Zugriff auf sämtliche Wissensinhalte der Welt sehen, lagert noch vieles les-, seh- und interpretierbare Material an Orten, von denen die Forschenden es nicht mit einem Mausklick auf den Bildschirm zaubern können. So ziehen Historikerinnen und Historiker mit Schreibmaterial oder Computer bewaffnet in die Archive, deren Aufbau sie erst einmal verstehen müssen, bevor sie die hier – und nur hier! – lagernden Schätze in die Hand nehmen und bearbeiten können.

Wer Archive und Handschriftenabteilungen nicht kennt, kann sich den Reiz und die Widerborstigkeiten dieser Arbeit nur schwer vorstellen: Gedruckte Bücher der Moderne existieren meist an vielen Orten und sind mit Katalogen einfach aufzuspüren. Die unikalen Archivalien und Handschriften dagegen kann man nur an dem Ort finden, wo sie aufbewahrt werden. Hier öffnet man dann einen neutralen, konservatorisch geeigneten Umschlag und entnimmt ihm eine Papsturkunde des 11. Jahrhunderts, an der noch das originale Bleisiegel hängt, eine sogenannte „Bulle“. Oder man schlägt eine voluminöse Handschrift auf, die auf Hunderten von Pergamentblättern – dem Buch mag also eine Schafherde zum Opfer gefallen sein – einen sorgfältig ausgeführten Text enthält, den ein Mönch vor Jahrhunderten in monatelanger, schmerzvoller Arbeit schrieb. Eine berühmte Schreibernotiz des 8. Jahrhunderts klagt: „Oh wie schwer ist das Schreiben: Es trübt die Augen, quetscht die Nieren und bringt


zugleich allen Gliedern Qual. Drei Finger schreiben, der ganze Körper leidet.“ Kein Wunder, dass dieselbe Notiz den Leser auffordert, sich die Hände zu waschen und die Seiten sanft umzublättern.

Das gilt umso mehr, wenn die Handschrift reich illuminiert ist. Würde sie gut gelagert und pfleglich behandelt, dann können die farbenprächtigen Malereien so frisch erstrahlen, als wären sie gestern erst angefertigt worden. Die materielle Beschaffenheit von Schriftträgern vermittelt sodann modernen Historikerinnen und Historikern wichtige Informationen, die durch Editionen nur schwer einzufangen sind: Da arrangiert ein feierliches Diplom verhältnismäßig wenig Text in geradezu verschwenderischer Manier auf einem großen Pergamentblatt und selbst die Qualität des Pergaments besitzt Aussagekraft. Solche Details aber kann man oft nur erfassen, wenn man das Objekt selbst analysiert. Abbildungen – und seien sie noch so gut – ersetzen diesen Kontakt nicht, sondern die Forschenden müssen sich zum Gegenstand ihrer Arbeit begeben.

Vieles ist ja noch nicht einmal ordentlich verzeichnet, so dass man auch gar nicht streng systematisch darauf zugreifen kann. Forschung bedeutet hier auch informiertes Suchen, bei dem man von einem „Verdacht“ ausgeht und mit Glück und Fleiß fündig wird. Oft genug bleibt man aber erfolglos, ohne dass

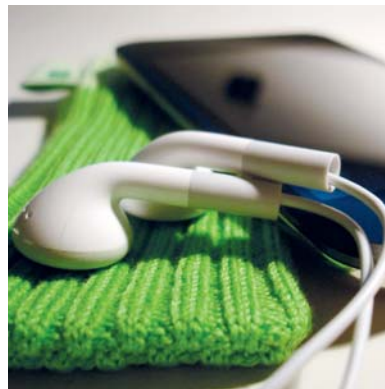
damit die Arbeit vergebens wäre: Andere Funde geraten in den Blick, die zum Teil neue, nicht weniger spannende und wichtige Erkenntnisse ermöglichen.

Historiker müssen also immer noch reisen, um das Neue zu entdecken und um die Materialität ihrer Studienobjekte zu erfassen. Das Internet ersetzt den Umgang mit den Originalen nicht, auch wenn es für den „Profi“, für Studierende oder schlicht Interessierte heute so einfach ist wie nie zuvor, sich Handschriften aus digitalisierten Bibliotheks- und Archivbeständen auf den Bildschirm zu zaubern (hier wird an vielen Orten wunderbare Arbeit geleistet). Dabei ist es eigentümlich, dass eine Gesellschaft, in der dieser Zugriff möglich wird, zugleich dem Nachwuchs in immer stärker reglementierten Studiengängen immer weniger die Fähigkeiten zum Lesen dieser Dokumente vermittelt ...

Bibliotheken und Archive zählen damit zu den „Mekkas“ der Historiker (hierzu näher der von der AG „Manieren“ herausgegebene Sammelband „Mekkas der Moderne“). Viele haben einen persönlichen Lieblingsort: Es ist eben ein besonderes Erlebnis, in Oxford schwören zu müssen, „kein Feuer in die Bibliothek zu tragen“, bevor man diese benutzen darf, oder im Augustiner-Lesesaal der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien den Blick von den Handschriften zu erheben und die barocke Deckenausmalung zu bewundern. Überall harrt Altes der neuen Entdeckung, wollen Handschriften gelesen werden, die zum Teil seit Jahrhunderten nicht näher beachtet wurden. Die Arbeit kann oft langwierig und mühsam sein, aber die aufregenden Momente neuer Entdeckungen machen dies wett. Auf mich geschossen hat dabei glücklicherweise bislang noch niemand – vielleicht hat Robert Langdon etwas falsch gemacht?! 



40° 43' N, 74° 0' W

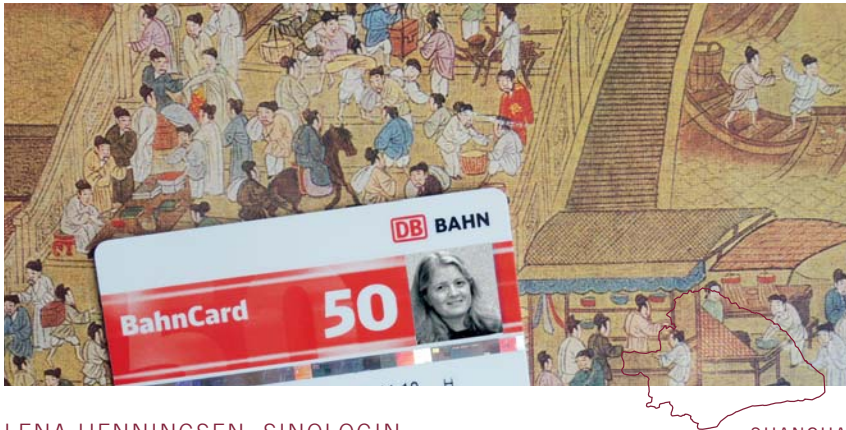


LISA KALTENEGER,
ASTROPHYSIKERIN

„Musik kommt immer mit auf die Reise. Als Klangraum, um die Außenwelt abzuschirmen und mich zu konzentrieren unterwegs, oder als Untermauerung: Bruce Springsteen für den Roadtrip in den USA, Jazz in New York, Blues in Atlanta ... – und zur Erinnerung danach.“



31° 14' N, 121° 28' O



LENA HENNINGSEN, SINOLOGIN

SHANGHAI

Auf meinen Forschungsreisen in die Volksrepublik China hat sich meine BahnCard als nützliches Utensil erwiesen. Ich erforsche Plagiate, Fälschungen und andere Urheberrechtsverstöße in der populären Literatur. Eines Tages stieß ich bei der Onlinerecherche in einer Shanghaier Stadtteilbibliothek auf einen Roman des Autors Han Han, den dieser nie veröffentlicht hat. Vielmehr weist er im Vorwort eines seiner echten Bücher darauf hin, dass der Roman zwar unter seinen Namen erschienen ist, aber nicht aus seiner Feder stammt. Offensichtlich ein Versuch, Profit aus dem Namen des Bestsellerautors zu schlagen – und damit relevant für meine Forschung.

Tatsächlich fand ich in besagter Bibliothek – nach langer Suche, denn die Bücher standen keinesfalls entsprechend ihrer Signaturen im Regal – den Band. Da sich so ein Roman nicht mal eben in wenigen Stunden liest und mein Rückflug für den Folgetag anstand, hieß es nun also, eine Kopie dieses Buchs anfertigen zu

lassen. Ich musste ein offizielles Dokument hinterlegen und durfte dann das Buch mitnehmen zum Kopierservice in einem anderen Gebäudetrakt. Was könnte hier als Dokument besser geeignet sein als eine BahnCard? Die enthält ein Foto (zumindest damals noch), sieht irgendwie schick aus und hat ein ähnliches Format wie die chinesischen Personalausweise. In anderen Bibliotheken konnte ich dank BahnCard Bücher und Zeitschriften sogar für ein paar Tage mitnehmen.

Also: BahnCard hinterlegt, Buch ausgeliehen und hinüber. Ein älterer Herr war für das Kopieren zuständig, ganz offensichtlich wollte er aber lieber die aktuelle Tageszeitung gründlich weiterlesen. Ich bat ihn um die Kopien. „Welche Seiten?“ – „Das ganze Buch, bitte.“ – „Das ganze Buch?“ (Er schien an meiner Sprachkompetenz zu zweifeln.) – „Ja, genau.“ – „Aber das zu kopieren ist ja viel teurer, als das Buch im Buchhandel zu kaufen!“ (Er schien auch an meinen sonstigen geistigen Fähigkeiten zu zweifeln).

– „Ja, ich weiß – aber ich habe es komischerweise in Shanghai in keinem Buchladen gefunden. Und morgen muss ich auch schon wieder das Land verlassen.“ (Ich wollte ihn nicht unbedingt darauf stoßen, dass das Buch eine Fälschung war.) – „Aber ein ganzes Buch, das geht nicht. Aus urheberrechtlichen Gründen.“ (Oh weh! Als hätten sich die Hersteller des Buchs um Urheberrechte geschert!)

Er telefonierte mit seiner Chefin, aber auch die bestand auf den Urheberrechten. Da ich mich in meiner Ratlosigkeit nicht vom Fleck rührte, reichte er mir den Hörer, und die Chefin erläuterte mir die Prinzipien des Urheberrechts. Ich zeigte mich einsichtig. Danach erklärte ich dem älteren Herrn, wie wichtig dieses Buch für meine Forschung sei, dass ich morgen abreisen würde und nicht so bald wieder nach China kommen könnte – da kam ihm die zündende Idee. „Na ja, weißt du, manchmal passiert es ja, das Bibliotheksbenutzer ein Buch ausleihen und es dann verlieren. In dem Fall berechnen wir ihnen einfach ein Vielfaches des Kaufpreises vom Buch.“ Ich war sprachlos. „Naja, in deinem Fall würde ich sagen, wir berechnen einfach nur den Buchpreis.“ Endlich verstand ich und bemühte mich, schnell einzuwilligen.

Der ältere Herr telefonierte also mit seinem Kollegen in der anderen Abteilung. Ich ging zurück, löste meine BahnCard aus, indem ich für das Buch bezahlte – und hatte meine eigene Bibliothek um einen kuriosen Fund erweitert.

KAUKASUS

LÄNDER, MENSCHEN, ABENTEUER

Der Geograf Tobias Kümmerle erforscht Einflüsse des Menschen auf unser Ökosystem – und verwirklicht dabei einen Kindheitstraum

TEXT ULRICH PONTES



Öfter mal auf Forschungsreise: der Berliner Geograf Tobias Kümmerle



Dabei geht es auch in unwegsames Gelände wie hier in Russland

Gerät ein nur mit Unterhose bekleideter Deutscher in eine Straßenkontrolle in der argentinischen Pampa, dann wirft das Fragen auf: Diese Erfahrung machen zu müssen, im Namen der Wissenschaft, damit hätte Tobias Kümmerle nicht gerechnet – auch wenn Unerwartetes zum Wesen von Forschungsreisen gehört. Dabei erscheint der Hergang fast unausweichlich, wenn Kümmerle ihn im Nachhinein schildert: Wer, wie er, Änderungen in der Nutzung weitläufiger, schlecht erschlossener Landstriche erforscht, ist dabei mit einem Pick-up unterwegs. Zwischendurch hält er mal am Straßenrand, um Eindrücke per Foto zu dokumentieren. Regnet es derweil, was dort selten, aber manchmal eben doch vorkommt, dann wird der Untergrund neben der Fahrbahn in kürzester Zeit zur seifigen Rutschbahn: „Die Böden dort haben viele Tonmineralien.“ Und ist der Straßenrand dann noch leicht abschüssig, steckt das Auto fest. Nur anschieben kann noch helfen – und gibt der einheimische Fahrer nur etwas zuviel Gas ...

Die schlammgetränkte Kleidung habe er dann abgelegt, um den Beifahrersitz zu schonen, erzählt Tobias Kümmerle, während er trocken und sauber in seinem Büro im Geographischen Institut der Humboldt-Universität Berlin sitzt: ein schmaler junger Mann mit Strickmütze, Vollbart und Jeans, der problemlos für einen Studenten oder Doktoranden durchgehen würde. Tatsächlich ist Kümmerle 37 Jahre alt, Familienvater und seit drei Jahren Chef seiner eigenen Nachwuchsgruppe. Seit 2012 hat er – vorerst befristet und dank einer Förderung als „Junior Fellow“ der Einstein-Stiftung – den Status eines W2-Professors inne, mit der Fachrichtung Biogeografie und Schutz der Artenvielfalt.

Von seinen Forschungsreisen kann Tobias Kümmerle viele schräge Erlebnisse berichten, und er tut dies lachend und sichtlich gern – nachdem er damit fertig ist, die ernsthaften Fragestel-

lungen zu erläutern, um derentwillen er die Reisen unternimmt. Landnutzung, Biodiversität, Klima- und Umweltveränderungen, Nachhaltigkeit: Diese Stichworte umreißen seine Forschung. Sie stehen für überlebenswichtige Menschheitsfragen – und gleichzeitig für die Verwirklichung seiner Jungenträume: Als Kind, erzählt Kümmerle, habe er Woche für Woche Fernsehsendungen wie „Länder, Menschen, Abenteuer“ oder Heinz Sielmanns „Expeditionen ins Tierreich“ entgegengefeibert. Heute fährt er selbst regelmäßig nach Südamerika und Osteuropa, um Waldbestände zu analysieren oder Wildtierbestände zu erfassen.

Kümmerle und seiner Forschungsgruppe geht es letztlich um die Frage, wie und mit welchen Folgen die Menschen, ihre politischen Ordnungen und Wirtschaftssysteme mit der Natur interagieren. „Einerseits wollen wir verstehen, wie und warum sich die Landnutzung ändert“, sagt Kümmerle. Können Wälder unbehelligt wuchern oder werden sie bewirtschaftet, weidet Vieh oder werden Nutzpflanzen angebaut – und wenn ja, welche und mit welchen Methoden? Der junge Forscher bezeichnet Landnutzung als entscheidendes Interface zwischen menschlichen und Umweltsystemen: „der Faktor im globalen Wandel, der das Erdsystem am stärksten beeinflusst“. Deshalb sei wichtig, die Mechanismen zu durchschauen und in Szenarien die Folgen bestimmter politischer Entscheidungen auszuloten.

Andererseits interessiert sich der frühere Sielmann- und Grzimek-Fan konkret für die Tierwelt. Als Postdoc hat er sich etwa mit Habitaten und Populationen von Wisenten befasst. „So

ein Thema holt einen immer wieder ein“, sagt Kümmerle. Immer wieder wird er im Zusammenhang mit den fast ausgerotteten Verwandten unserer Rinder kontaktiert. Das Thema ergänzt sich gut mit der Landnutzung: Große Wildtiere können als Indikator für intakte Natur angesehen werden. So kreist die Arbeit Kümmerles immer um die Frage, wie sich Ressourcennutzung – auf die der Mensch nun einmal angewiesen ist – besser mit der Bewahrung von Artenvielfalt und Ökosystemen ausbalancieren lässt, wie der Mensch also nachhaltiger leben kann. Und da sieht der junge Wissenschaftler noch viel Verbesserungspotenzial.

Reisen auf Schotterpisten – und im virtuellen Raum

Dass sich seine Forschung auf Südamerika und Osteuropa konzentriert, ist eine Mischung aus Zufall und Notwendigkeit: Osteuropa nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion beschreibt Tobias Kümmerle als eine Art riesiges Freilandexperiment, das zeigt, wie drastische Änderungen in den institutionellen und sozioökonomischen Rahmenbedingungen sich auf Landnutzung und Natur auswirken: „Unterm Strich wurden seit 1990 wohl zwischen 40 und 60 Millionen Hektar Agrarland aufgegeben, wobei die Veränderungen räumlich sehr heterogen verteilt sind.“ Kümmerle selbst konzentriert sich dabei seit seiner Doktorarbeit auf die Karpaten; 2012 kam der Kaukasus als zweites Gebiet hinzu: „Theoretisch interessiert hat mich die Region schon lange; Fahrt aufgenommen hat es aber letztlich auch deshalb, weil es dort einige der wenigen Wisentherden gibt.“ Der Chaco wiederum – eine Trockenwald- und Savannenregion, die Teile Argentiniens, Paraguays und Boliviens umfasst – durchläuft den



Landschaft im Umbruch, außerhalb der Wahrnehmung der Weltöffentlichkeit, aber im Fokus von Tobias Kümmerles Forschung: der Chaco

umgekehrten Wandel: Um den Sojabedarf der Welt zu stillen, vor allem für die industrielle Fleischproduktion, werden gewaltige Flächen abgeholzt, ohne dass es die Weltöffentlichkeit mitbekommt. Kümmerle selbst wurde erst dank eines argentinischen Kollegen darauf aufmerksam, während er von 2008 bis 2010 als Postdoc an der Universität Wisconsin-Madison, USA, forschte.

Nach Möglichkeit etwa zweimal im Jahr und für mehrere Wochen am Stück reist Tobias Kümmerle in eine der genannten Regionen. Ist er so etwas wie ein Erbe Alexander von Humboldts, dessen Biografie in seinem Büro steht? Etwas verlegen winkt Kümmerle ab, redet von einer „Lichtgestalt“ und betont: Auch wenn sich von den Fragestellungen her sicher interessante Verbindungen ziehen ließen – die Art zu forschen sei heute nicht vergleichbar. So geht der jugendliche Professor, während er über den Chaco redet, zu seinem Computer und öffnet Google Earth, um zu zeigen, welche riesigen Gebiete in den vergangenen 20 Jahren entwaldet wurden. Aber nicht nur zur groben Veranschaulichung taugen die digitalen Bilder, sondern auch für quantitative Analysen. Der Forschungsreisende im 21. Jahrhundert muss sich im virtuellen Raum ebenso selbstverständlich bewegen wie auf den Schotter- und Schlammplätzen ferner Kontinente.

Aber eben auch das reale Reisen ist unerlässlich. Nötig sind laut Kümmerle einerseits „diplomatische Reisen“, um potenzielle Kooperationspartner kennenzulernen, Vertrauen aufzubauen und Projekte zu verabreden. Zum anderen ist aber auch immer wieder „Unterholz angesagt“: Um ein Gefühl zu bekommen für eine

Region und um Details zu kartieren, die sich aus Satellitenbildern nicht rekonstruieren lassen und die auch vor Ort niemand sonst erfasst, stapfen er und sein Team eben auch mal stundenlang durch unwegsames Gelände, untersuchen die Vegetation oder stellen Kamerafallen für Wildtiere auf. Ein Forscher also am Ziel seiner romantischen Jungenträume? Tobias Kümmerle lacht.

„Romantisch ist es höchstens vor- und nachher – während man dort ist, ist es meistens einfach nur heiß und anstrengend.“ Zudem finde der Löwenanteil seiner Arbeit im Büro statt: „E-Mail, Powerpoint, Anträge und Papers schreiben, ...“

Doch auch die Arbeit zu Hause kann Spaß machen: Wenn Kümmerle über seine Lehrveranstaltungen redet, die sich alle nah an seinem Forschungsinteresse bewegen, klingt ebenso Begeisterung durch, wie wenn er von den interdisziplinären Kontakten erzählt, die er seit langem bewusst pflegt: „Ob Ökonomen, Institutionenforscher, Wildbiologen, Anthropologen – ich fand das immer total spannend. Mensch-Umwelt-Systeme, also mein Forschungsgegenstand, sind ja an sich sehr interdisziplinär.“ So erscheint es nur folgerichtig, dass Kümmerle schon während seiner Promotion Interesse für die Junge Akademie entwickelte, deren Mitglied er nun seit Sommer 2013 ist – und von der er hofft, dass sie ihm Entdeckungstouren in ganz neue Gefilde ermöglichen wird. „Es gibt da etwa die Idee, unsere Daten zu vertonen“ – also etwa Serien von Satellitenbildern, die teilweise über Jahre täglich aufgenommen werden, in Klänge umzusetzen. „Das fände ich schon spannend, wie sich der Chaco vor und nach der massiven Entwaldung der letzten 20 Jahre anhört.“ ✿



Vor knapp 100 Jahren fast ausgestorben, leben heute wieder kleine Herden in einigen Regionen Osteuropas: der Wisent oder Europäische Bison

PREISE, AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN

KATHARINA DOMSCHKE | FELLOWSHIP AWARD DES EUROPEAN COLLEGE OF NEUROPSYCHOPHARMACOLOGY

Für ihre genetischen, epigenetischen und pharmakogenetischen Studien bei Angst und Depression hat Katharina Domschke im Oktober 2013 den Fellowship Award des European College of Neuropsychopharmacology (ECNP) erhalten. Der mit 1.500 Euro dotierte Preis zeichnet jährlich Wissenschaftler und Dozenten aus, die mit ihrer Forschung oder Lehrtätigkeit maßgeblich zum wissenschaftlichen Fortschritt auf dem Gebiet der Neuropsychopharmakologie und eng verwandter Disziplinen beigetragen haben.

TOBIAS ERB | FÖRDERUNGSPREIS DER SCHWEIZERISCHEN GESELLSCHAFT FÜR MIKROBIOLOGIE

Im Sommer 2013 ist Tobias Erb für seine Forschungen über die Biochemie von Mikroorganismen der Förderungspreis der Schweizerischen Gesellschaft für Mikrobiologie zuerkannt worden. Der mit 5.000 Franken dotierte Preis würdigt die Originalität seiner Forschungsarbeiten: Er konnte darin die umstrittene These von NASA-Forschern widerlegen, dass ein neu entdecktes Bakterium anstelle von Phosphor das giftige Element Arsen in verschiedene Biomoleküle einbaue.

GIESELA RÜHL | CARUS-MEDAILLE DER LEOPOLDINA

Die Carus-Medaille der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina ist Giesela Rühl im September 2013 für ihre herausragenden Forschungsarbeiten zum internationalen Privat- und Prozessrecht verliehen worden. Die Medaille wird seit 1896 für bedeutende wissenschaftliche Entdeckungen oder Forschungsleistungen auf einem in der Leopoldina vertretenen Gebiet vergeben, seit 2011 auch an Nichtnaturwissenschaftler.

JULIA TJUS | „BREAKTHROUGH OF THE YEAR“ VON „PHYSICS WORLD“

Für die Publikation ihrer Forschungsergebnisse in der Fachzeitschrift „Science“ am 22.11.2013 ist die IceCube-Kollaboration, in der Julia Tjus Mitglied ist, im Dezember 2013 von der Zeitschrift „Physics World“ als „Breakthrough of the Year“ ausgezeichnet worden. Anlass war die Dokumentation der Aufzeichnungen des weltweit größten Neutrinoobservatoriums „IceCube“ am Südpol: Sie lieferte erstmals Hinweise auf astrophysikalische Hochenergie-Neutrinos, die ihren Ursprung wahrscheinlich außerhalb unseres Sonnensystems haben.

REBEKKA VOSS | DFG-FÖRDERUNG

Mit ihrem Projekt „Jiddisch, die Sprache der Liebe: Isaak Wetzlars ‚Libes briv‘ (1748/49) im Kontext von Pietismus, Frühaufklärung und Moralliteratur“ hat sich Rebekka Voß erfolgreich bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft beworben: Seit Oktober 2013 erhält sie eine Fördersumme in Höhe von 211.000 Euro.

HANS JAKOB WÖRNER | NERNST-HABER-BODENSTEIN-PREIS

Den Nernst-Haber-Bodenstein-Preis der Bunsengesellschaft für Physikalische Chemie, der an Max Bodenstein, Fritz Haber und Walther Nernst erinnert und an jüngere Wissenschaftler vergeben wird, hat 2013 Hans Jakob Wörner erhalten. Er darf sich über ein Preisgeld in Höhe von 5.000 Euro freuen.

HANS JAKOB WÖRNER | BROIDA-PREIS

Mit seinen Arbeiten zur Subfemtosekundendynamik von Stickstoffdioxid hat Hans Jakob Wörner maßgeblich zum Verständnis von Struktur und Dynamik freier Radikale beigetragen. Dafür bekam er im Juli 2013 auf dem International Symposium on Free Radicals den Broida-Preis überreicht.

JADWIGA R. ZIOLKOWSKA | BERLINER WISSENSCHAFTSPREIS (NACHWUCHSPREIS)

Der Nachwuchspreis des Regierenden Bürgermeisters von Berlin ist Jadwiga Ziolkowska 2013 zuerkannt und im Januar 2014 verliehen worden. Der Berliner Wissenschaftspreis gilt als renommierteste Auszeichnung der deutschen Hauptstadt für Wissenschaftler. Als Trägerin des Nachwuchspreises erhielt die vor allem zu Biokraftstoffen forschende Agrar- und Umweltökonomin ein Preisgeld von 10.000 Euro.

UNIVERSITÄTEN LEISTUNGSFÄHIGER MACHEN

Die AG „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ fordert, Lehrstühle aufzulösen und dafür zusätzliche Professuren zu schaffen

TEXT CORNELIS MENKE

Die Frage, ob und wie die Exzellenzinitiative nach 2017 fortgeführt werden soll, ist gegenwärtig offen. Zudem laufen auch die drei weiteren Bund-Länder-Programme zur Förderung der Forschung bis 2020 aus: der Pakt für Forschung und Innovation, die Mittel zum Hochschulbau und der Hochschulpakt. Vor diesem Hintergrund hat die Junge Akademie im Sommer 2012 die Arbeitsgemeinschaft „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ gegründet. Die AG hat zum Ziel, die Diskussion über die Zukunft des deutschen Wissenschaftssystems zu begleiten. Im Herbst 2013 hat sie ein Positionspapier vorgelegt (siehe Seite 44), das besonders die Lage an Universitäten in den Blick nimmt. Dessen Inhalt wird hier zusammengefasst.

Die Universitäten können gegenwärtig ihren Aufgaben nur schwer gerecht werden – dies ist teils eine Folge der unzureichenden Finanzierung, teils aber auch eine Folge ihrer Struktur und Organisation und dabei zumal der Personalstruktur: Nur etwa 21 Tsd. der 178 Tsd. an Universitäten arbeitenden Wissenschaftler sind Professorinnen und Professoren; auf diese zwölf Prozent konzentrieren sich viele Verwaltungs- und Prüfungsaufgaben. Zugleich besetzt ein – im Vergleich mit Universitäten anderer Länder – sehr großer Anteil des Personals Qualifikationsstellen, die Lehrstühlen zugeordnet sind und nur ein geringes Lehrdeputat haben. Mit dieser Personalstruktur ist weder den Lehr- noch den Forschungsanforderungen der Universitäten gedient.

Die Universitäten stehen vor drei Hauptproblemen. Erstens sind die Stellen an Universitäten international nicht mehr konkurrenzfähig: Den Stellen für jüngere Wissenschaftler fehlt es an Unabhängigkeit und angesichts des großen Zuwachses an befristeten Stellen in den vergangenen Jahren auch zunehmend an beruflichen Perspektiven. Professoren wiederum fehlt es nicht zuletzt an Zeit für Forschung; Lehr- und Prüfungsverpflichtungen,

Drittmittelakquise und Verwaltungsaufgaben nehmen im Schnitt 80 Prozent der Arbeitszeit in Anspruch.

Dies schwächt die Forschung an Universitäten. Hinzu kommt, dass die geringe Zahl an Professuren sich auch in einer geringen Zahl an Neuberufungen widerspiegelt – die Universitäten nehmen zu selten neue Forschungsthemen auf. Schließlich erschwert die Gliederung der Universität nach Lehrgesichtspunkten, Forschungsschwerpunkte zu setzen. Viele deutsche Universitäten sind sehr gut – unter den Top 500 des „Academic Ranking of World Universities“, dem sogenannten Shanghai-Ranking, findet sich Deutschland auf dem dritten Platz nach den USA und China –, aber wirklich herausragend sind nur wenige.

Nicht zuletzt ist die Zahl der Studentinnen und Studenten stark gestiegen. Im Jahr 2010 schlossen 295 Tsd. ihr Studium ab – zehn Jahre zuvor waren es 177 Tsd. Die Zahl an Professuren hat sich im selben Zeitraum nur unwesentlich erhöht. Gewachsen ist stattdessen die Zahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter, von 108 Tsd. im Jahr 2000 auf 156 Tsd. im Jahr 2010 – doch von diesen tragen viele nur in einem reduzierten Maß zur akademischen Lehre bei.

Vorschläge zur Weiterentwicklung des Wissenschaftssystems müssen sich daran messen lassen, inwieweit sie diese drei Kernprobleme der Universitäten zu lösen versprechen.

Wir schlagen vor, die Personalstruktur an Universitäten grundlegend zu verändern. Aus dem Grundhaushalt der Universitäten werden gegenwärtig (die Ingenieurwissenschaften und die Humanmedizin ausgenommen) ca. 18,5 Tsd. Professuren (davon 1 Tsd. Juniorprofessuren) sowie 50 weitere vollzeitäquivalente Stellen für wissenschaftliches und künstlerisches Personal finan-

ziert – auf eine Professur in den Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften kommen durchschnittlich 2,6 Mitarbeiterstellen. Weitere 75 Tsd. vollzeitäquivalente Stellen an Universitäten werden aus Drittmitteln finanziert.

Zahl der Professuren kostenneutral verdoppeln

Die Mittel, die gegenwärtig in die Mitarbeiterausstattung von Professuren fließen, wären in unseren Augen sinnvoller angelegt, würde man sie verwenden, um die Zahl an Professuren – Juniorprofessuren und volle Professuren – zu erhöhen. Würde man die aus dem Grundhaushalt finanzierten 50 Tsd. Mitarbeiterstellen gänzlich umwandeln, so ließen sich nach unserer Rechnung kostenneutral über 20 Tsd. volle Professuren sowie 10 Tsd.

Juniorprofessuren schaffen – die Zahl an Professuren mithin verdoppeln, die der Juniorprofessuren mehr als verzehnfachen. Eine solche radikale Umstellung scheint freilich nicht in allen Fachgebieten sinnvoll: Wo, zumal in den Natur- und Lebenswissenschaften, große Arbeitsgruppen nötig sind, hätten Mitarbeiterstellen auch künftig ihren Platz; dasselbe kann für Stellen mit einem Schwerpunkt in der Lehre in Fächern gelten, die auf etablierte Berufsfelder hinführen. Dennoch zeigt die Rechnung, wie groß das Potenzial einer Umstellung ist – diese müsste sich freilich über einen längeren Zeitraum erstrecken, um nicht zu viele Mittel langfristig auf einen Schlag zu binden.

Die vorgeschlagene Umwandlung von Mitarbeiterstellen in Professuren würde die drei Hauptprobleme der Universitäten lösen helfen: Professorinnen und Professoren würden von Leitungs-, Verwaltungs- und Prüfungsaufgaben entlastet; jüngere Wissenschaftler wären früher unabhängig und fänden auch bessere berufliche Perspektiven vor. Die größere Zahl an Professuren würde der Forschung auch dadurch dienen, dass (gerade auch kleinere) Institute ein breiteres fachliches Spektrum abbilden könnten oder aber durch Berufungen auf benachbarten Feldern Schwerpunkte in der Forschung setzen könnten – und dies in den Instituten, nicht durch Gründung von Forschungsinstituten an Universitäten.

Schließlich würde sich sowohl die Lehrkapazität als auch die Qualität der Lehre verbessern: die Lehrkapazität durch eine größere Zahl an Stellen mit vollem Lehrdeputat, die Qualität der Lehre dadurch, dass der Einzelne einen größeren Anteil der Lehre in forschungsnahen Gebieten anbieten könnte. Damit wären die Universitäten auf eine dauerhaft hohe Zahl an Studentinnen und Studenten besser vorbereitet. ✿

Der Wissenschaftsphilosoph Cornelis Menke ist Sprecher der AG „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“.



FOTO: EVELYN RUNGE

Wenn die Forschungsrichtung Staub ansetzt: Das Lehrstuhlsystem mit seinen relativ wenigen unabhängigen Wissenschaftlern bremst innovative Ansätze aus.

POP ALS VERSPRECHEN

Mehr als unverbundene Anekdoten: Bei der Auftakttagung der AG „Populärkultur(en)“ gelingt der interdisziplinäre Austausch

TEXT + FOTOS VERA KLOCKE



Die Gründer der Arbeitsgruppe: Rebekka Voß und Gordon Kampe

Auf der weißen Wand des Gästehauses der Goethe-Universität lösen sich Bilder von Beyoncé, dem Rapper Drake und Szenen des Batmanfilms „The Dark Knight Rises“ ab. Diese Figuren der Massenkultur in die Kategorie „populär“ einzuordnen scheint naheliegend. Doch was gehört neben modernen Medienphänomenen zur Populärkultur? Und wie kann eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dieser Thematik aussehen? Mit diesen Fragen beschäftigten sich am 18. und 19. November 2013 elf Forscherinnen und Forscher im Rahmen des interdisziplinären Workshops „Theorien zur Populärkultur“. Den zweitägigen Austausch organisiert hatte die Arbeitsgruppe „Populärkultur(en)“ der Jungen Akademie, neu gegründet von der Judaistin Rebekka Voß und dem Musikwissenschaftler Gordon Kampe.



Beyoncé im wissenschaftlichen Kontext: Was genau gehört zur Populärkultur?

In ihrer Einführung zum Workshop, der zugleich den Auftakt für die Arbeit der AG bildete, problematisierten Voß und Kampe die den Begriff der Populärkultur. Alles und nichts scheint in diese Hülle hineinzupassen – selbst die grobe Unterteilung in populär und elitär ist überholt, wie sich zeigte. Diese Grenze könne man nur noch als „fließend“ auffassen, zeigten sich die AG-Gründer überzeugt. Dieses weite Feld stellt eine Chance da – und ist gleichzeitig ein Fluch: Während der Germanist Thomas Hecken im einleitenden Vortrag gut gelaunt 16 mögliche Definitionsfelder aufzeigte und verdeutlichte, dass die „populäre Kultur innerhalb der universitären Welt ein außergewöhnlich umkämpfter Begriff war und teilweise noch ist“, brachte der Historiker Klaus Hödl das allgemeine Unwohlsein auf den Punkt: „Es wäre schön, wenn wir uns am Ende auf etwas einigen könnten!“ Im weiteren Verlauf stellten die aus Deutschland, Österreich, den Niederlanden und der Schweiz angereisten Wissenschaftler nicht nur jeweils einen konkreten Forschungsgegenstand aus ihrem Fachgebiet vor, sondern thematisierten auch ihren methodischen Zugang. Eine

zentrale Frage für die Diskussion lautete: Gibt es Möglichkeiten, das eigene Handwerk auf andere Fachbereiche zu übertragen?

Dabei wurde deutlich, dass der Begriff „populär“ in einem Zeitalter ohne Universaltheorie vor allem auch ein Versprechen von Ganzheit zu sein scheint. Populärkultur verbindet verschiedenste Themen und divergierende Definitionen: So waren die jüdischen Volksänger in Wien um 1900 ebenso ein Vortragsthema wie der Urheberrechtsstreit zwischen der amerikanischen Popsängerin Beyoncé Knowles und der belgischen Avantgarde-Choreografin Anne Teresa De Keersmaeker. In diesem interdisziplinären Austausch sah der Theaterwissenschaftler Lorenz Aggermann auch eine Gefahr. Seiner Meinung nach verleitet der Zusatz „Pop“ zu einer „Hypostasierung“: Auf der Suche nach interdisziplinären Anschlüssen werde den untersuchten Gegenständen der „Wert des Anekdotischen“ verliehen – Erkenntnis werde zweitrangig.

Tatsächlich haftete den einzelnen Vorträgen etwas Anekdotisches an. Doch zeigen Beispiele wie das Gordon Kampes, dem nach eigenem Bekunden der Vortrag über Batman eine neue Perspektive auf eine seiner eigenen Forschungsinteressen, die Massenoper, aufschloss: Der interdisziplinäre Brückenschlag kann gelingen und Mehrwert bringen. Dementsprechend zufrieden war das Team. Rebekka Voß etwa sieht den Workshop als „sehr geglücktes Experiment“. Und auch wenn „das Anekdotische“ im Rahmen der Tagung meist negativ konnotiert als Gefahr des interdisziplinären Austauschs auftauchte, gewinnt dieser Aspekt im Rückblick eine positive Note: Elf Wissenschaftler, die sich intensiv mit der Thematik der Populärkultur auseinandersetzen wollen, kennen jetzt neben den methodischen Ansätzen auch die Anekdoten der anderen. Ein guter Start für einen Austausch. 🌸



„Geglücktes Experiment“: die zufriedenen Tagungsteilnehmer in Frankfurt



Performances, Exponate, Werkstattgestpäch: „Die Aufführung“ interpretiert den Saal als viele Bühnen, um spielerisch eine Institution zu inszenieren.

DIE ETWAS ANDERE INSTITUTION

Werkstattgesprächsreihe „Performing Institutions“ zu Gast in einer begehbaren Theaterinstallation

TEXT ULRICH PONTES


Sich zurücklehnen und konsumieren, das lässt dieser Theaterabend nicht zu. Wer sich als Zuschauer in „Die Aufführung“ wagt, hat keinen festen Platz und kann sich auf keinen vorgegebenen Ablauf verlassen. Er selbst muss immer neu entscheiden, ob er lieber einer der szenischen Performances zusieht oder einer Musikdarbietung lauscht, ob er sich einem der Guides anvertraut, die durch den Raum führen, oder sich vom Suppenkoch einladen lässt. Hier gibt es viele Bühnen gleichzeitig, die konkurrieren, interagieren, fluktuieren und doch bei aller Verschiedenheit eines gemeinsam haben: Sie drehen sich – konkret oder abstrakt, explizit oder implizit – alle um das Thema Institution.

Dabei vermischen sich Gegenstands- und Reflexionsebene. „Der ganze Abend war selbst wie eine Institution – mit ihren Strukturen, ihrer Dynamik, ihren Abhängigkeiten“, beschreibt es die Theaterwissenschaftlerin Viktoria Tkaczyk, Mitglied der Jungen Akademie (JA). Sie war an einem von drei restlos ausverkauften Oktoberabenden in den Berliner Sophiensaelen als Zuschauerin in „Die Aufführung“ dabei. „Man selbst wird im Laufe des Abends ein Teil des Ganzen“, erzählt sie, „ohne es aber komplett zu durchschauen, ohne zu wissen, worum es sich genau handelt oder wofür diese Institution eigentlich da ist.“

Fester Bestandteil der temporären Institution war die Vortragecke: Um einen großen Tisch saßen Wissenschaftler und Kulturschaffende. Kurzvorträge über Projekte, die in irgendeiner Weise um das Institutionenthema kreisten, wechselten sich mit Diskussionsphasen. Das Publikum war frei, sich zeitweilig der Runde anzuschließen und mitzureden. Dabei waren diese Gespräche – eine weitere der zahlreichen Grenzverwischungen – mehr als nur Teil von „Die Aufführung“: Sie gehörten zur bereits im Frühsommer 2013 begonnenen Werkstattgesprächsreihe „Perfor-

ming Institutions“ der JA-Arbeitsgruppe „Kunst als Forschung?“ und waren an allen drei Abenden unterschiedlich besetzt. „Die Aufführung“ insgesamt inszeniert hat das Künstlerduo Herbordt/Mohren, selbst Mitglied der JA und Sprecher besagter AG.

„Während der Abend insgesamt aus meiner Sicht eher auf dem Prinzip ‚Gastfreundschaft plus Regelwerk‘ basierte, was man nicht zwingend mit einer Institution in Verbindung bringen muss, bot unsere Gesprächsinsel die Verknüpfung zu tatsächlichen Institutionen“, sagt Pirkko Husemann. Die Tanzwissenschaftlerin saß als eine unter mehreren Mitgliedern und Alumni der Jungen Akademie bei einem der Gespräche mit am Vortragstisch. Sie erzählt von einer interessanten Diskussion, die, ausgehend von konkret berichtenden Kurzreferaten, zu grundsätzlichen Aspekten des Themas fand. Als wirklich außergewöhnlich empfand sie aber weniger den Inhalt als vielmehr die Erfahrung, gleichzeitig mit Laienpublikum und Fachkollegen zu interagieren sowie Teil einer Performance zu sein: „Unser Gespräch war durch die Sitzordnung sehr intim, akustisch bedingt aber auch sehr durch die anderen Aktivitäten mitbeeinflusst.“

Die Absicht von Bernhard Herbordt und Melanie Mohren scheint damit aufgegangen zu sein. „Hintergrund unserer Arbeit sind Fragen wie: Was sind Institutionen, welche gesellschaftliche Aufgabe erfüllen sie, wie müssen sie sich verändern, um das weiterhin zu tun?“, sagt Herbordt. Mohren ergänzt: „Das wollen wir nicht theoretisch behandeln, sondern es geht um die Erfahrung, um diese ganz besondere Situation, wie sich all die Akteure und Elemente der Performance begegnen und interagieren.“ Beides, Inhalt und soweit möglich die besondere Situation der „Performing Institutions“-Gespräche, soll sich in einem Sammelband niederschlagen, der voraussichtlich im Herbst erscheint. 

BLEIBT ALLES BEIM ALTEN?

Historische Texte und heutige Probleme, Forschung und Fußgängerzone: „Speakers’ Corner“ erprobt Straßentheater als Kommunikationsform

TEXT ULRICH PONTES | FOTO REBEKKA VOSS

Die Welt dreht sich schnell – das suggerieren zumindest die unübersehbar schrillen Anzüge der Frau und des Mannes, die an einem sommerlichen Samstagmittag im August 2013, ostentativ Zeitung lesend, mitten in der Göttinger Fußgängerzone stehen. Auf dem Stoff wechseln sich schwarz-weiße mit grellbunten Farbflächen ab und erinnern an Zeiten, in denen das Fernsehen noch einen Sendeschluss kannte und stundenlang Testbilder ausstrahlte.

Man fragt sich, ob diese beiden, jung wie sie sind, diese Vergangenheit überhaupt aus eigener Erfahrung kennen können – da bricht es in voller Lautstärke aus ihnen heraus: „Die Beamten“, rufen sie im Chor. „Sollten ihr Verhalten ändern“, ergänzt der Mann. „Die Beamten“, erschallt es wieder, und die Frau fügt hinzu: „Sind nämlich um der Gesetze und des Staates willen da.“ Die Liste von Ansprüchen an Staatsdiener wird immer länger, immer mehr Passanten bleiben stehen – und werden plötzlich selbst ohne Unterschied zum Ziel der Forderungen, denn nun richtet sich Kritik potenziell an jeden: „Die Bürger, die nicht aus gutem Elternhaus stammen, dürfen wir nicht wegen ihrer Herkunft ablehnen!“ – und speziell alle Eltern: „Wichtig ist es, Kinder nicht eher zu irgendeiner Berufsausbildung zu entlassen, ohne sie mit Büchern vertraut gemacht zu haben!“

Eine Wahlkampf-Aktion, mutmaßen einige

Was steckt hinter dieser Performance, die sich an diesem Tag in der Göttinger Innenstadt mehrfach wiederholt? Gut verpackte kommerzielle Werbung? Sozialpolitischer Aktivismus? Wahlkampf, wie mancher – die Bundestagswahl steht zu diesem Zeitpunkt noch kurz bevor – mutmaßt? Am Schluss der zweiminütigen Performance macht sich, zumindest unter aufmerksamen Zuhörern, endgültig Irritation und Verblüffung breit, als die

Darsteller die Textquelle verkünden: „14. Jahrhundert, Konstantinopel, aus dem Untertanenspiegel des Thomas Magister.“

Aufschluss geben erst die Flyer im Postkartenformat, die am Rande der Aufführung verteilt werden: „Bleibt alles beim Alten?“, wird darauf ganz groß gefragt, und die Rückseite macht deutlich: Es handelt sich um ein Projekt der Jungen Akademie unter dem Motto „Speakers’ Corner – alte Texte, neue Kontexte“, bei dem die Schauspieler Anna Theresa Döing und Florian Reiners sozialhistorische Quellen rezitieren und in Bezug zu heute setzen. Drei alte Texte kommen dabei, dramaturgisch bearbeitet von Nina-Maria Knohl, zur Aufführung: Nach dem „Untertanenspiegel“ folgen Ausführungen über bürgerliche Pflichten aus Naftali Herz Hombergs „Bne-Zion. Ein religiös-moralisches Lehrbuch für die Jugend israelitischer Nation“ aus dem 19. Jahrhundert. Diesem Text verleiht die schlagzeilenartige Nennung aktueller Fälle von Steuerhinterziehung besonders explizite Aktualität. Als Drittes kommen beklemmende Details aus den „Arbeitslosen von Marienthal“ zur Sprache – einer Studie von Marie Jahoda, Paul Felix Lazarsfeld und Hans Zeisel, die sich mit der Arbeitslosigkeit während der Weltwirtschaftskrise in den 1930er Jahren auseinandersetzt.

„Die Frage ‚Bleibt alles beim Alten?‘ ist für uns eine echte Frage, keine rhetorische“, sagt Katharina Heyden, Theologin und Mitglied der Jungen Akademie aus Göttingen. Gemeinsam mit Rebekka Voß, Judaistin und Historikerin in Frankfurt, und dem Berliner Soziologen Marc Helbling hat sie das Projekt initiiert; in diesen drei Städten wurde die Performance dementsprechend auch aufgeführt. „Unser Ziel war, als Wissenschaftler bewusst mit Leuten auf der Straße ins Gespräch zu kommen.“ Die Ausgangsfrage sei dafür gut geeignet, erläutert Katharina Heyden,



Eine unerwartete Zeitreise, optisch und textlich: „Speakers’ Corner“, hier in Frankfurt am Main

da jeder dazu eine Meinung haben könne. „Den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zu fördern, auch durch ungewöhnliche Formate, ist schließlich eine unserer zentralen Aufgaben als Junge Akademie.“

Kampf um Aufmerksamkeit

Und tatsächlich sind die drei Veranstalter im Rückblick sehr zufrieden. Zwar sei es gar nicht so einfach gewesen, die Aufmerksamkeit der Passanten zu erringen. Viele seien einfach vorbeigegangen, offenbar ohne einen Gedanken über den Sinn des Spektakels zu verschwenden, und auch für den einen oder anderen Schaulustigen sei das Projekt zu komplex gewesen. Zudem sei es als Wissenschaftler schon eine merkwürdige Erfahrung, im Getümmel zu stehen und mit Zeitungsverkäufern, Spendensammlern und Gutscheinverteiltern um Beachtung zu buhlen.

Andererseits gibt es auch immer wieder die erhofften interessanten Gespräche. Teils ist Erstaunen der Ausgangspunkt: „Ach, Sie sind von einer wissenschaftlichen Einrichtung?“ Teils äußern Passanten Begeisterung für die Aktion als solche: „Wo gibt’s das Video?“, wird gefragt, oder fast beschwörend aufgefordert: „Ihr müsst das am Tag der sozialen Gerechtigkeit unbedingt wieder

aufführen!“ Bei einzelnen Zuschauern wird nicht ganz klar, ob die eigentliche Pointe ankommt, etwa wenn das Gesagte bloß mit „Endlich sagt das mal jemand“ bekräftigt wird. Viele steigen aber auch auf die eigentliche Frage ein – Statements wie „Es stimmt, alles bleibt beim Alten!“ oder „In den letzten 40 Jahren hat sich tatsächlich nichts geändert“ sind häufig zu hören, gerade von Älteren.

Für die drei Initiatoren ist aufgrund des Feedbacks klar, dass ihr Projekt weitergehen muss. Mit weiteren Aufführungen, aber vielleicht auch mit neuen Formaten, die die Grundideen „Junge Akademie auf der Straße“ und „Wissenschaft als Theater“ weiterentwickeln. Denn alles von vornherein und gezielt beim Alten zu belassen, das wäre dann doch höchst unbefriedigend – und das genaue Gegenteil vom Wesen und Auftrag der Jungen Akademie. ✿

Weitere Informationen, das Video sowie gegebenenfalls die Ankündigung einer Neuauflage von „Speakers’ Corner“ finden Sie auf der Website der Jungen Akademie unter www.diejungeakademie.de/speakers-corner.

ZWISCHEN FREIHEIT UND ERWARTUNGSDRUCK

Parlamentarischer Abend sucht nach dem richtigen Maß an gesellschaftlicher Mitbestimmung über Forschung und Wissenschaft


TEXT ULRICH PONTES

„Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei“, heißt es in Artikel 5 des Grundgesetzes. Andererseits ist die öffentliche Hand ein wesentlicher Geldgeber für Wissenschaft und Forschung: Viele Milliarden Euro Steuergeld fließen allein in Deutschland Jahr für Jahr in Forschungsinfrastruktur und -projekte – eine Investition der Gesellschaft, getätigt nicht aus zweckfreier Lust am Erkenntniszuwachs, sondern in der Hoffnung auf nützliche und nutzbare Ergebnisse. Zumal es nicht an Problemen mangelt, an deren – oft forschungsintensiver – Lösung die Gesellschaft, sei es auf nationaler oder auf globaler Ebene, ein drängendes Interesse hat.

Soll „die Wissenschaft“ nun also frei und unabhängig über ihre Ausrichtung und Fragestellungen entscheiden? Oder soll „die Gesellschaft“ dabei ein Mitsprache- oder Mitentscheidungsrecht haben? Eine große und grundlegende Frage, die sich gerade im Rahmen der Nachhaltigkeitsdebatte heute schärfer stellt als für frühere Generationen. Um diese Frage ging es bei einem Parlamentarischen Abend im November, zu dem die Junge Akademie und die Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina gemeinsam Politiker und interessierte Öffentlichkeit eingeladen hatten. Der Titel der gutbesuchten Veranstaltung in der Landesvertretung Sachsen-Anhalts in Berlin lautete: „Braucht eine nachhaltige Gesellschaft eine Demokratisierung der Wissenschaft?“. Der Abend verstand sich als Fortsetzung einer Reihe von Aktivitäten beider Akademien zu den vielfältigen Beziehungen zwischen Wissenschaft und Nachhaltigkeit.

Nach der Begrüßung durch Sachsen-Anhalts Wissenschafts- und Wirtschaftsminister Hartmut Möllring sowie die Veranstalter eröffnete Gerd Michelsen die Diskussion. Der Professor für Umwelt- und Nachhaltigkeitskommunikation in Lüneburg forderte

mehr Einfluss der Gesellschaft: Die Wissenschaft müsse – in noch zu entwickelnden Prozessen – gemeinsam mit gesellschaftlichen Akteuren klären, welche Forschungsfragen relevant sind, und später die erzielten Ergebnisse evaluieren. Mit einer gegensätzlichen Position konterte Matthias Kleiner, ehemaliger Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft und designierter Präsident der Leibniz-Gemeinschaft. Er machte sich für Forschungsfreiheit in Reinkultur stark: Welche Fragen bearbeitet werden, solle sich aus intrinsischen Interessen der Wissenschaft ergeben.

In der folgenden Podiumsdiskussion wuch die Frontstellung dank einiger Differenzierungen grundsätzlichem Konsens: Für die Grundlagenforschung erkannten alle Diskutanten an, dass ihre Ausrichtung allein innerwissenschaftlich festgelegt werden sollte; zur anwendungsorientierten Forschung gehöre dagegen durchaus auch die Bearbeitung gesellschaftlich relevanter Fragen, insbesondere rund um das Thema Nachhaltigkeit. So argumentierte auch Martin Wilmking, Landschaftsökologe aus Greifswald: Wenn die Gesellschaft etwa wissen wolle, wie man Landminen entschärfe oder Chemiewaffen vernichte, so seien das legitime Fragen und „die Wissenschaft muss Antworten liefern“. Wilmking, der als Vertreter der Jungen Akademie – der er bis Sommer 2013 angehörte – auf dem Podium saß, forderte zudem, die junge Forschergeneration stärker in die Beteiligungsdebatte einzubinden. Sonst entschieden im Endeffekt ältere Herren über Felder und Formen von Wissenschaft, die sie selber kaum noch betreffen. Wie aktiv gerade junge Forscher sich für Nachhaltigkeit einsetzen, zeigten exemplarisch einige Exponate am Rande des Parlamentarischen Abends: Die Junge Akademie präsentierte dort unter anderem Poster zu Studien der AG „Nachhaltigkeit“ sowie das fürs Wissenschaftsjahr 2012 entwickelte interaktive Lernspiel „Energie nachhaltig nutzen“ (www.energie-nachhaltig-nutzen.de). 



Vor dem großen Andrang: der Veranstaltungsort des Parlamentarischen Abends



Moderatorin Jacqueline Boysen mit drei der Diskutanten: Martin Wilmking, Jörg Hacker und Gerd Michelsen



Sibylle Baumbach, Sprecherin der Jungen Akademie, bei der Begrüßung

DIE WIRTSCHAFTSKRISE – EINE CHANCE FÜR EUROPAS ZUKUNFT?

Interaktive Diskussion der Jungen Akademie beim Salon Sophie Charlotte

TEXT ALEXANDER DANZER UND MORITZ RENNER



SALON SOPHIE CHARLOTTE

In der Tradition literarischer Salons früherer Jahrhunderte lädt die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften jedes Jahr im Januar zu einer öffentlichen Abendveranstaltung. Konzipiert ist der Abend, der nach der – vielseitig gebildeten und interessierten – ersten preussischen Königin Sophie Charlotte (1668–1705) benannt ist, als Salon der vielen Salons: In vielen Räumen werden verschiedene Aspekte des Themas in unterschiedlicher Form behandelt. Einen dieser Salons konzipiert und gestaltet traditionell die Junge Akademie.

„Europa - ein Zukunftsort“: Unter diesem Motto stand der diesjährige Salon Sophie Charlotte am 18. Januar 2014. Der Beitrag der Jungen Akademie (JA) nahm dazu als Ausgangspunkt Erfahrungen von Mitgliedern, die in den derzeitigen „Krisenstaaten“ Südeuropas gelebt und geforscht haben, und widmete sich den Chancen der europäischen Wirtschaftskrise. In einer interaktiven Plakatausstellung und Diskussionsrunde wurden die Besucher aufgefordert, ihre Meinungen einzubringen: Im Kern der Diskussion standen die Fragen, inwiefern das europäische Krisenmanagement selbst in die Krise geraten ist, ob die im Zuge der Krise verstärkt genutzte Freizügigkeit ökonomische Probleme löst oder schafft und inwieweit die europäische Wirtschaftskrise einen Nord-Süd-Konflikt darstellt.

Mehr als vierzig Zuhörer verfolgten die Podiumsdiskussion und beteiligten sich auf Antwortkarten und mit engagierten Redebeiträgen. Gastgeber Wolfram Pernice vom Karlsruher Institut für Technologie diskutierte auf dem Podium mit dem Historiker Klaus Oschema (Universität Heidelberg, wie auch Pernice JA-Mitglied), der Politikwissenschaftlerin Isabel Schäfer (Mittelmeer-Institut Berlin), der griechischen Anwältin Smaro

Tassi (Berlin) und dem Juristen Mattias Wendel (Walter-Hallstein-Institut für Europäisches Verfassungsrecht, Berlin). Aus den unterschiedlichen disziplinären und lebensgeschichtlichen Perspektiven gewann der allgegenwärtige Krisenbegriff konkrete Konturen. Klaus Oschema verwies darauf, dass Migrationsbewegungen ganz unterschiedlicher Art die europäische Geschichte seit jeher prägen. Isabel Schäfer zeigte, dass die (süd-)europäische Krise über Europa hinaus wirkt und damit die ökonomische Verflechtung und Integration des gesamten Mittelmeerraums bedroht. Smaro Tassi befasst sich nicht nur beruflich mit dem Migrationsrecht, sondern wandelt auch biografisch zwischen zwei Welten: zwischen Deutschland und dem krisenerfahrenen Griechenland.

Dass die Krise ungeachtet ihrer negativen Auswirkungen auch eine Chance für die politische Zukunft der Europäischen Union sein kann, machte vor allem Mattias Wendel sehr deutlich. Mit ihm waren sich die übrigen Diskutanten auf dem Podium und im Publikum einig: Die strukturellen Defizite, welche die Krise in einzelnen Mitgliedstaaten, aber auch im institutionellen Gefüge der EU offenbart, können die Europäerinnen und Europäer nur gemeinsam bewältigen. Einigkeit

PREISFRAGE EUROPA

Junge Akademien des Kontinents verabreden themenbezogene Zusammenarbeit

INTERVIEW ULRICH PONTES

herrschte auch darüber, dass die Chancen zur Lösung dieser Probleme in mancherlei Hinsicht nie besser standen als jetzt: Europa kann heute auf eine junge, europäisch sozialisierte und europaerfahrene Elite zurückgreifen, die den politischen Wert der Integration nicht infrage stellt.

Eine reale Bedrohung für das europäische Projekt erwächst aus national orientierten radikalen Parteien, die die ökonomische und politische Krise Europas mit nationalistischen und xenophoben Politiken zu bewältigen versprechen. Die engagierte Diskussion erörterte, inwieweit integrierte europäische Medien und Politikprogramme derartige populistische Strömungen entlarven könnten. Selbst überzeugte Anhänger dieses Ansatzes mussten jedoch zugeben, dass dies gesellschaftlich längerfristige Prozesse erfordern würde. Die drängenden Probleme der Krise müssten demnach durch handwerklich gut durchdachte Reformen der ökonomischen und politischen Strukturen behoben werden, die dem Gesamtwohl Europas verschrieben sind.

Moritz Renner (Rechtswissenschaft) und Alexander Danzer (VWL) sind seit 2013 Mitglieder der Jungen Akademie.

Anfang Oktober traf sich erstmals eine Europa-Arbeitsgruppe der europäischen jungen Akademien in Brüssel. Warum und wozu erklärt Moritz Schularick, Wirtschaftshistoriker in Bonn, Junge-Akademie-Mitglied seit 2010 – auf ihn geht die Initiative für das Treffen zurück.

JAM: Wie kam es zu dem Workshop?

Moritz Schularick: Mittlerweile gibt es ja in vielen Ländern Europas junge Akademien – größer oder kleiner, offener oder exklusiver, aber doch grob unserer Jungen Akademie ähnlich. Europa steht vor vielen Herausforderungen, man denke nur an die Eurokrise, und Ende Mai ist Europawahl. Da liegt es fast auf der Hand, gemeinsam etwas auf die Beine zu stellen: Als wir mit diesem Gedanken an die anderen Akademien herantraten, fand er Resonanz. Schließlich organisierte die Junge Akademie Belgiens (Flandern) ein Treffen, zu dem Vertreter vieler Länder kamen.

JAM: Was wurde besprochen?

Schularick: Nach Kennenlernen und Austausch über unsere jeweilige Situation haben wir überlegt, in welche Richtung gemeinsame Projekte gehen könnten. Ein Gedanke war, dass die Juristen oder Politologen der diversen europäischen jungen

Akademien, die zu europäischen Themen forschen, inhaltlich in AGs zusammenarbeiten könnten. Diese Kontakte sind jetzt etabliert; was konkret daraus wird, bleibt abzuwarten. Zum anderen wollten wir etwas Fachübergreifendes machen. Da entstand die Idee, eine gemeinsame Preisfrage der jungen Akademien zum Thema Europa auszuloben, an der sich Interessierte aus ganz Europa mit Essays und anderen Werken beteiligen können. Diese Idee wird gerade mit vereinten Kräften und viel Energie umgesetzt.

JAM: Das heißt, ihr steckt noch in den Vorbereitungen?

Schularick: Die Preisfrage gibt es bereits, öffentlich vorgestellt werden soll sie aber erst im Juni 2014, parallel zur Festveranstaltung der Jungen Akademie in Berlin – bis dahin muss noch einiges organisiert werden. Dann soll die Preisfrage durch Anzeigen und eine Onlinekampagne beworben werden. Wer teilnehmen will, kann ab diesem Zeitpunkt aber natürlich auch über die Website der Jungen Akademie an alle Infos kommen – und hat bis Ende 2014 Zeit, Texte, Bilder, Skulpturen, Videos oder was auch immer einzureichen. 2015 werden wir dann die besten Beiträge prämiieren.

RESONANZBODEN FÜR IDEEN

Der Rat der Jungen Akademie: Zwei neue Mitglieder geben Auskunft über die Beweggründe ihres Engagements

INTERVIEW ULRICH PONTES

2002, zwei Jahre nach Gründung der Jungen Akademie, wurde der Rat der Jungen Akademie als Beratungs- und Fördergremium ins Leben gerufen. Die Ratsmitglieder – hochrangige Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur und Medien – werden von Mitgliedern der Jungen Akademie vorgeschlagen und vom Plenum für jeweils drei Jahre ernannt, um die Junge Akademie in ihren Aktivitäten zu begleiten und zu beraten. 2013 hat sich die Zusammensetzung des Rats geändert; aus diesem Anlass hat das Junge Akademie Magazin zwei der neuen Ratsmitglieder – beide zudem Alumni der Jungen Akademie – zu ihrer neuen Aufgabe befragt.

JAM: Was motiviert Sie, sich im Rat der Jungen Akademie zu engagieren?

Julia Fischer: Die Zeit in der Jungen Akademie hat mir unglaublich viel Spaß gemacht, sie hat mich bereichert und mein Leben in der Wissenschaft sehr viel bunter gemacht. Deshalb ist es schön, da etwas näher dranzubleiben. Es ist mir ein Anliegen, zu schauen, was die jetzigen Mitglieder mit dieser fabelhaften Institution machen. Und sie zu ermutigen, ihren eigenen Weg zu gehen, statt alles einfach nur fortzuschreiben. Ich finde es wichtig, dass die Junge Akademie in sich in Bewegung bleibt.

Rainer Maria Kiesow: Mir geht's ganz ähnlich. Ich habe zur ersten Generation gehört, und das war eine tolle Zeit! Wir hatten die totale Freiheit: Man gab uns Geld und Mitstreiter, dann konnten wir machen, was wir wollten. Wir haben versucht, unsere Mitwissenschaftler, aber auch die Gesellschaft – sagen wir mal – zu provozieren, einen anderen Wind hineinzubringen. Jetzt bin ich neugierig, wie das heute ist, inwieweit die heutigen Mitglieder, knapp 15 Jahre später, ihre Freiheitsräume ausnutzen. Nicht, um das dann irgendwie zu bewerten, sondern aus

Neugierde: Weil mir am Herzen liegt, was daraus geworden ist, nachdem ich die Anfänge mitgestaltet habe.

Fischer: Es geht natürlich auch um die persönlichen Begegnungen. Für mich war die Junge Akademie ein Ort, wo man Leute kennengelernt hat, die offener waren, die eher bereit waren, außerhalb der eigenen Schachtel zu denken, und sich mit riesiger Neugierde begegnet sind. Jetzt einen vermutlich ähnlichen Pool von Leuten zu treffen und sich mit ihnen auszutauschen, wird sicherlich Spaß machen.

JAM: Was hoffen Sie, in der neuen Rolle einbringen zu können?

Kiesow: Worum es überhaupt nicht geht, ist, dass ich als glatzköpfiger älterer Herr den Jüngeren – und das sind ja keine Kinder, sondern Kollegen, viele schon mit eigenen Lehrstühlen – irgendwelche guten Ratschläge erteile oder gar sage, was sie machen sollen. Das möchte ich auf keinen Fall. Aber vielleicht in gewisser Weise ermutigen, die Freiräume zu nutzen – falls das nötig ist. Vermitteln, dass die Zeit, die die Mitglieder für den interdisziplinären und zwischenmenschlichen Austausch in der Junge Akademie aufbringen, keine verlorene Zeit ist.

Fischer: Einbringen kann man wenig. Bestenfalls kann man, denke ich, eine Art Resonanzboden sein. Ich bin auch in verschiedenen anderen Beiräten tätig, und was ich sehe, ist, dass zunehmend diese Stromlinienförmigkeit gefördert wird: Man versucht, den Nachwuchs auf irgendeinen merkwürdigen Standard hin zu dressieren, so wie man sich vorstellt, dass Wissenschaftler heute zu sein haben, mit den ganzen Soft Skills und so weiter. Zu diesem Management-Modell nein zu sagen und zu ermutigen: Macht das Andere, sucht die Zwischenräume, das

DIE MITGLIEDER DES RATS

Prof. Dr. Julia Fischer

Leiterin der Gruppe „Kognitive Ethologie“ am Deutschen Primatenzentrum und Professorin an der Uni Göttingen, Mitglied der Jungen Akademie in den Jahren 2003–2008.

Jürgen Kaube

Redakteur im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, zuständig unter anderem für die Seiten „Forschung und Lehre“ und „Geisteswissenschaften“.

Prof. Dr. jur. Rainer Maria Kiesow

Rechtswissenschaftler an der École

des hautes études en sciences sociales (EHESS) in Paris, Gründungsmitglied der Jungen Akademie (2000–2005).

Prof. Dr.-Ing. Matthias Kleiner

Professor für Umformtechnik und Leichtbau der TU Dortmund, designierter Präsident der Leibniz-Gemeinschaft, 2007–2013 Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Akademiemitglied unter anderem der Leopoldina.

Prof. Dr. Karin Lochte

Meeresbiologin und Direktorin des Alfred-Wegener-Instituts für Polar- und Meeresforschung in Bremerhaven. Ratsmitglied der Junge Akademie seit 2009.

Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin

Professor für Politische Theorie und Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Kulturstaatsminister a. D. der Bundesregierung. Mitglied unter anderem der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Ratsmitglied der Jungen Akademie seit 2009.

Prof. Dr. Margret Wintermantel

Sozialpsychologin, Präsidentin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes und ehemalige Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz. Ratsmitglied der Jungen Akademie seit 2009.

Neue – das ist eigentlich alles, was ich Leuten noch mit auf den Weg gebe.

Kiesow: Das kann ich nur unterstützen. Einer unserer ersten Mitstreiter hat damals immer gesagt: Ein Tag Urlaub ist ein Tag für die Konkurrenz. So soll, so darf es nicht sein in der Jungen Akademie!

JAM: Können Sie darüber hinaus Wünsche an die Junge Akademie formulieren? Etwa wie sie sich weiterentwickeln sollte?


Fischer: Ja, ich habe einen Wunsch: dass die Junge Akademie mich immer wieder überrascht. Wie sie das machen, das ist die Angelegenheit der Mitglieder. Aber ich würde mir wünschen, dass das ein Kreis von Leuten ist, die in der Lage sind, einem etwas Neues zu vermitteln. Das fände ich toll.

Kiesow: Ratschläge zu geben, habe ich wie gesagt Schwierigkeiten. In meinen Augen kann es nur darum gehen, klarzumachen, wozu diese Junge Akademie eigentlich da ist. Nämlich nicht, um das x-te innerwissenschaftliche Projekt zu starten, sondern wie es in den Statuten steht: für interdisziplinären Austausch – wobei der große Vorteil hier ist, dass die interdisziplinär arbeitenden Leute sich auch wirklich begegnen, und zwar regelmäßig, denn Interdisziplinarität ist ja nicht nur eine intellektuelle Angelegenheit, sondern auch die Menschen müssen sich austauschen und Verständnis füreinander entwickeln. Und für den berühmten – und nach wie vor nicht erledigten – Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. An diesen Feldern, die ja gerade nicht disziplinär wissenschaftlich sind, muss weiter gearbeitet werden!

Fischer: Ich erinnere mich, als ich selber Mitglied war, hatten wir ein Beiratstreffen, bei dem auch Christiane Nüsslein-Vollhard (*Genetikerin und Medizin-Nobelpreisträgerin, Anm. d. Red.*) dabei war. Und ungefähr das Einzige, was sie uns mitgab, war: Dass man sich nicht so lange mit der Reform von Strukturen innerhalb der Institutionen aufhalten sollte, sondern sich immer nur mit Inhalten beschäftigen. Das fand ich einfach klasse! Ein Satz, der dazu führen kann, dass man eine Plenumsitzung lieber mit einer inhaltlichen Frage verbringt als mit einer Strukturdiskussion – diesen Ratschlag gebe ich gerne weiter!

JAM: Hat sich Ihre Sichtweise auf die Junge Akademie verändert, seit Sie Alumni sind? Sehen Sie manches vielleicht nüchterner?

Fischer: Vollkommen verklärt hat sich meine Sicht! (*Lacht.*) Nicht nüchterner, ganz im Gegenteil: Ich wertschätze diese Zeit unglaublich. Wenn ich überlege, wie viele fantastische Leute ich kennengelernt habe. Und wenn man sie irgendwo in der Welt trifft, kann man sicher sein, einen schönen Abend zu verbringen und sich gut zu unterhalten – das ist einfach großartig. Dazu kommt der Vertrauensaspekt: Ich habe Leute kennengelernt, die ich für integer halte. Wo ich mich nicht scheue anzurufen, wenn ich mal eine Frage habe oder einen Rat brauche: weil man Zeit miteinander verbracht hat, aber nicht in direkter Konkurrenz, so wie es meistens bei den Leuten ist, mit denen man gemeinsam in einem Institut groß geworden ist.

Kiesow: Auch da kann ich nur zustimmen. Mit Verklärung hat das allerdings nichts zu tun, sondern ich fand es schon damals eine tolle Zeit. Ob es auch heute noch so ist? Ich hoffe es! 

KOMMENTAR

Promotionen in Deutschland: Maßnahmen zur Qualitätssteigerung und Vereinheitlichung der Bewertung

TEXT CORNELIS MENKE



Ein schöner Platz zum Überwintern? In Deutschland werden sehr viele Doktorarbeiten geschrieben – oft ohne dass sich eine Karriere in der Forschung anschließt.

Nicht allein die Plagiatsfälle der vergangenen Zeit geben Anlass zu der fortgesetzten Diskussion um die Anforderungen an Promotionen und die Ausgestaltung von Promotionsverfahren. Auch die Benotungspraxis wirft Fragen auf. Promotionsnoten unterscheiden sich zwischen den einzelnen Fächern, besonders aber zwischen den Universitäten erheblich, wie das „Informationssystem Promotionsnoten in Deutschland“ des Instituts für Forschungsinformation und Qualitätssicherung (iFQ) zeigt: Der Anteil etwa der mit Auszeichnung vergebenen Promotionen in einem Fachgebiet schwankt

zwischen den Universitäten – teilweise zwischen zwei Prozent und 65 Prozent. Die meisten Promotionen werden dabei mit Auszeichnung oder sehr gut bewertet, wobei es eine deutliche Tendenz zu immer besseren Bewertungen gibt.

Die Ursache der Probleme wird meist in Eigenheiten der deutschen Promotionskultur gesucht: Für manche sind sogenannte externe Promotionen eine wesentliche Ursache, also solche, die, oft nebenberuflich, ohne direkte Anbindung an einen Lehrstuhl oder ein Institut verfasst werden; andere sehen die Ursache

eher in der individuellen Betreuung durch eine Professorin oder einen Professor im Gegensatz zu Promotionen im Rahmen sogenannter strukturierter Programme wie Graduiertenkollegs, wieder andere in der fehlenden Trennung von Betreuung und Begutachtung. Weitere deutsche Besonderheiten sind der hohe Anteil an Promotionen, die nicht mit Blick auf eine akademische Karriere verfolgt werden, und damit einhergehend die überhaupt hohe Zahl an Promotionen.

Was die Zahl an Promovenden betrifft, ist die Datenlage dabei beklagenswert.

Systematisch erfasst werden allein die erfolgreich abgeschlossenen Promotionen – dies waren im Jahr 2009 insgesamt etwa 25.000, ohne die Humanmedizin und Gesundheitswissenschaften immerhin noch circa 17.000. Bei rund 18.000 Professoren an deutschen Universitäten entspricht dies im Mittel einer abgeschlossenen Promotion pro Professor und Jahr – wobei die Unterschiede zwischen den Fächern groß sind. Die Zahl der Promovenden hingegen ist nicht genau bekannt; das Statistische Bundesamt geht für das Wintersemester 2010/2011 von über 52.000 Promovenden aus, die ein Stipendium erhielten oder eine Stelle hatten.

Sind dies „zu viele“? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Sicherlich sind es deutlich mehr, als die Universitäten selbst an „akademischem Nachwuchs“ benötigen – die Zahl der erfolgreichen Promotionen würde ja genügen, alle Professuren jährlich neu zu besetzen. Aber es besteht auch ein Bedarf an Wissenschaftlern außerhalb der Universitäten, sei es in Forschungsinstituten oder Forschungsabteilungen in der Wirtschaft. In der Chemie etwa, in der die Promotionsquote über 90 Prozent liegt, stellt die Promotion geradezu den Regelabschluss dar, der für eine Stelle in der Wirtschaft erwartet wird.

Aber auch dort, wo eine Promotion nicht in eine Forscherlaufbahn mündet, muss man die investierte Zeit nicht notwendig als verschwendet betrachten; man kann es umgekehrt als eine Stärke des deutschen Universitätssystems betrachten, über den engeren Forschungsbedarf hinaus Wissenschaftler auszubilden – auch wenn diese teilweise später in anderen Berufsfeldern arbeiten.

Überhaupt ließe sich die Zahl an Promovenden nicht leicht verringern. Einerseits belohnt vielfach die sogenannte leistungsorientierte Mittelvergabe direkt die Zahl erfolgreicher Promotionen, andererseits führt der Wettbewerb um Drittmittel indirekt dazu, die Zahl von Promovenden hoch zu halten, insofern aus Drittmitteln Stellen für Promotionsvorhaben finanziert werden.


Nimmt man als Maßstab nicht den Bedarf an promovierten Wissenschaftlern, sondern die Betreuungskapazitäten der Universitäten, ist die Frage, ob es zu viele Promovenden gebe, vielleicht leichter zu beantworten: Es sind jedenfalls nicht zu wenige – und viele (sinnvolle) Vorschläge, wie sich die Qualität von Promotionen steigern ließe, dürften sich nicht leicht verwirklichen lassen, da sie mit einem erhöhten Betreuungs- und Begutachtungsaufwand verbunden wären.

Noch den geringsten zusätzlichen Aufwand würde es bereiten, den Zugang zu Promotionsstudiengängen in die Mitverantwortung der Fakultäten zu geben – vielfach liegt die Entscheidung über die Annahme als Doktorand gegenwärtig noch allein bei der betreuenden Professorin oder dem betreuenden Professor.

Aufwendiger wäre es schon, die Betreuung selbst in die Hand mehrerer zu legen. In vielen Betreuungsvereinbarungen zwischen Doktorand und Betreuern ist dies schon vorgesehen, in vielen Graduiertenkollegs auch verwirklicht. Doch sind Graduiertenkollegs besondere Kontexte, nicht zuletzt in der Hinsicht, dass sie es ermöglichen, die Betreuung von Promotionen auf das Lehrdeputat

anzurechnen; damit bieten sie eine Entlastung für den Mehraufwand, den die gemeinsame Betreuung von Promovenden bedeutet. Zudem vereinen Graduiertenkollegs meist eine thematische Expertise mehrerer Hochschullehrer an einem Ort – wo man diese nicht hat, was bei vielen Promotionsthemen der Fall sein dürfte, sind gemeinsame Betreuungen nochmals aufwendiger.

Nach dem Vorbild etwa britischer oder amerikanischer Universitäten die Betreuung und die Begutachtung von Dissertationen zu trennen, wie es vielfach vorgeschlagen wurde, dürfte schließlich noch schwerer umzusetzen sein, solange die Zahl an Promotionen hoch bleibt und die Zahl betreuungsberechtigter Professoren niedrig.

Vor diesem Hintergrund erscheint ein Vorschlag attraktiv, der mit vergleichsweise geringem Mehraufwand verbunden ist: nämlich der Vorschlag, wenigstens die mit Auszeichnung bewerteten Promotionen durch ein zusätzliches, externes Gutachten abzusichern. Der Anteil der mit Auszeichnung bestandenen Promotionen lag 2009 bei 15 Prozent; es wäre also nur ein kleiner Teil der Promotionen betroffen. Die Notwendigkeit eines weiteren Gutachtens könnte zugleich dem Trend zu immer besseren Noten entgegenwirken; nicht zuletzt aber würde ein externes Gutachten helfen, die deutlichen Unterschiede in der Benotung zwischen den Universitäten zu verringern. 

Cornelis Menke ist Wissenschaftsphilosoph und Diltbey Fellow an der Universität Bielefeld. Seit 2010 ist er Mitglied der Jungen Akademie.

KOOPERATION ÜBER GRENZEN HINWEG

Blick ins Ausland: Neben vielfältigen anderen Aktivitäten hat Schwedens Junge Akademie als wissenschaftspolitische Stimme Gehör gefunden

TEXT ANNA SJÖSTRÖM DOUAGI, ANNIKA MOBERG UND CHRISTIAN BROBERGER | ÜBERSETZUNG KATHARINA BRÖCKER



Schüler begegnen Forschern: Gesprächsrunde bei der Sommerschule

Die *Sveriges Unga Akademi* – die Junge Akademie Schwedens – wurde 2011 auf Initiative der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften nach dem Vorbild der *De Jonge Akademie* (Niederlande) und der Jungen Akademie (Deutschland) gegründet. In der kurzen Zeit ist es uns als Schwedischer Junger Akademie bereits gelungen, uns als attraktives Forum für junge Wissenschaftler und gewichtige Stimme für politische Entscheidungsträger zu positionieren. Die Akademiemitglieder werden nach öffentlicher Ausschreibung auf Basis exzellenter Forschungsleistungen und nachweislichen Engagements in den Tätigkeitsbereichen der Akademie ausgewählt. Die Mitgliederzahl soll in den kommenden Jahren von 34 auf 40 erhöht werden.

Was die Auswahl der Tätigkeitsschwerpunkte angeht, entschied die Junge Akademie Schwedens von Beginn an, dass Einsatzbereitschaft, Freude und Begeisterung der Mitglieder ausschlag-

gebend sein sollten. Das Rückgrat der Aktivitäten bilden die Academy Meetings. Bei den viermal jährlich für zwei Tage stattfindenden Treffen diskutieren die Mitglieder lebhaft, begegnen geladenen Gäste und halten wissenschaftliche Vorträge – Ziel ist, dass die Treffen alle Teilnehmer bereichern. Schon früh hat die Akademie beschlossen, sich konstruktiv einzubringen und zu Themen, die sie als wichtig für die Wissenschaftslandschaft erachtet, eigene Vorschläge zu machen. So erarbeiten wir unter anderem Stellungnahmen, die im Namen der Akademie veröffentlicht werden. Bald nach dem Start im Jahr 2011 waren wir aktiv an nationalen und internationalen wissenschaftspolitischen Diskursen beteiligt: So warnten im November 2012 die Jungen Akademien Dänemarks, der Niederlande, Deutschlands und eben Schwedens angesichts eines EU-Sondergipfels gemeinsam davor, die Mittel für den Europäischen Forschungsrat zu kürzen.

Regelmäßig werden Akademiemitglieder von Institutionen eingeladen, an Seminaren teilzunehmen oder Artikel und Kommentare zu verfassen. Auch mit verschiedenen Medien haben wir eine rege Zusammenarbeit. Die Arbeit der Akademie stützt sich bisher im Wesentlichen auf drei Hauptpfeiler: Außenwirkung, Interdisziplinarität und Wissenschaftspolitik. Unterstützt wird die Arbeit von einer Geschäftsführerin und zwei weiteren Mitarbeiterinnen in der Geschäftsstelle. Deren koordinierende und werbende Tätigkeit hat sich als essenziell erwiesen, damit die Akademie ihr Potenzial ausschöpfen kann.

Außenwirkung: Ein zentrales Anliegen der Akademie ist es, außerhalb der wissenschaftlichen Community nicht nur Forschungsinhalte zu kommunizieren, sondern auch, wie Wissenschaftler in unterschiedlichen Disziplinen arbeiten, was Wissenschaft zu politischen Entscheidungen beitragen kann

(und was nicht) und welche Bedeutung die wissenschaftliche Methode für die Gesellschaft hat. Dass wir selbst noch relativ am Anfang unserer Karrieren stehen, bietet unserer Überzeugung nach besondere Möglichkeiten, junge Menschen zu erreichen und deutlich zu machen, wie reizvoll und aufregend eine Karriere in der Wissenschaft sein kann. 2013 hat die Akademie eine Forschungs-Sommerschule für Schüler veranstaltet und einen Sammelband publiziert, in dem Mitglieder über ihr Leben als Wissenschaftler und ihren Karriereweg berichten: Christer Nordlund (Hrsg.), *Vägar till vetenskapen: Sveriges unga akademi om att bli och vara forskare*, Stockholm, Santérus Förlag, 2013. Jedes Semester veranstaltet die Akademie zudem eine größere Tagung, oft mit breit angelegten Themen wie „Was ist ein wissenschaftlicher Durchbruch?“ oder „Gender und Wissenschaft: Von Zahlen zum Handeln“. Um die Regionen des Landes einzubeziehen, wechselt der Veranstaltungsort. Ebenso starten wir Kooperationen mit verschiedenen Einrichtungen, haben beispielsweise an der Reihe „Science Café“ des Nobelmuseums mitgewirkt. Dabei berichtet ein Mitglied über seine Forschung, während das Publikum im Museumsbistro zu Abend isst. Im Frühjahr werden wir zum dritten Mal am Göteborger „Science Festival“ teilnehmen, wo wir schon einmal mit einer vierstündigen Begegnungsveranstaltung auf unerwartet große Resonanz gestoßen sind.

Interdisziplinarität: Die Junge Akademie Schwedens steht Wissenschaftlern aller Disziplinen offen. Daraus resultiert eine Gemeinschaft, in der beispielsweise ein Philosoph einen Kernphysiker trifft. Bei den Academy Meetings zusammenzuarbeiten, sich auszutauschen und von den Vorträgen der anderen zu lernen ist vielleicht mit das Wichtigste, was wir tun. Wir versuchen auch neue Kooperationen anzuregen, etwa durch transdisziplinäre „Speed Datings“, bei denen sich die Mitglieder reihum jeweils für fünf Minuten paarweise zusammensetzen und dabei wenigstens eine Idee für ein gemeinsames Projekt generieren müssen.

Wissenschaftspolitik: Eine der ersten Aktionen der Akademie war es, der schwedischen Regierung ein Zehn-Punkte-Programm für das Forschungs- und Innovationsgesetz 2013–2017 vorzulegen. Dieses Programm, das wir auch in einer großen Tageszeitung veröffentlichten, erfuhr beträchtliche Aufmerksamkeit. In der Folge wurden wir vom Parlamentsausschuss für Forschung und höhere Bildung, von der Forschungskommission des Vize-Ministerpräsidenten und sogar zu einem Gespräch mit



SVERIGES UNGA AKADEMI

dem Bildungsminister eingeladen. Mehrere unserer Vorschläge finden sich in der Endfassung des Gesetzes wieder.

Durch ein Netzwerk-Programm mit dem Parlament stehen je ein Akademie- und ein Parlamentsmitglied in Kontakt und besuchen sich gegenseitig am Arbeitsplatz. 2013 entwickelte die Akademie angesichts des erschreckenden Mangels nachhaltiger Laufbahnoptionen in Schwedens Hochschullandschaft ein Karriereförderungskonzept für Nachwuchsforscher. Dieser Vorschlag wurde allen schwedischen Universitäten zugesandt und hat eine intensive Debatte ausgelöst. Schließlich ist die Akademie auch über die Landesgrenzen hinaus aktiv: Mehrfach haben wir uns auf EU-Ebene für bessere Wissenschaftspolitik eingesetzt.

Erst kürzlich hat die Junge Akademie Schwedens den Schritt in die volle Unabhängigkeit gewagt: Seit der Gründung der *Foundation for the Young Academy of Sweden* im Oktober 2013 ist sie eine eigenständige Organisation und nicht mehr Teil der Königlich-Schwedischen Akademie der Wissenschaften. Finanziert wird sie von der Ragnar Söderberg Stiftung. Eine Vielzahl spannender Aktivitäten steht auf der Agenda, um das Berufsleben unserer Mitglieder zu bereichern und Interaktion mit anderen Teilen der Gesellschaft zu ermöglichen. Besonders freuen wir uns über die zunehmende Netzwerkbildung und gemeinsame Initiativen mit unseren Schwesterakademien in der Welt, etwa gegenseitige Besuche oder gemeinsame Tagungen wie zuletzt das internationale Neurowissenschaftssymposium „Visions of the Brain – A tribute to Torsten Wiesel“ in Stockholm. Der Kontakt zu anderen talentierten jungen Wissenschaftlern rund um den Globus ist ein echter Mehrwert der Junge-Akademien-Bewegung. ✿

Anna Sjöström Douagi ist Geschäftsführerin, Annika Moberg Öffentlichkeitsreferentin der Jungen Akademie Schwedens. Christian Broberger ist deren Vorsitzender und Neurowissenschaftler am Karolinska-Institut in Stockholm. Infos und Kontakt: www.sverigesungaakademi.se

PUBLIKATIONEN 2013



NACH DER EXZELLENZINITIATIVE: PERSONALSTRUKTUR ALS SCHLÜSSEL ZU LEISTUNGSFÄHIGEREN UNIVERSITÄTEN POSITIONSPAPIER DER AG „WISSENSCHAFTSPOLITIK“ DER JUNGEN AKADEMIE

Das von 30 Mitgliedern und Alumni der Jungen Akademie getragene Positionspapier bezieht Stellung in der Debatte über die Zukunft des Wissenschaftssystems nach der Exzellenzinitiative. Mit Blick auf die Universitäten identifizieren die Unterzeichner drei Kernprobleme: die geringe Attraktivität universitärer Stellen und Karrierewege, insbesondere im internationalen Vergleich; eine mangelnde Dynamik und Innovationskraft der Forschung und schließlich unzureichende Strukturen für die Aufnahme einer dauerhaft hohen Zahl von Studenten. Als Schlüssel zur Lösung der Probleme fordern sie, das Lehrstuhlsystem schrittweise abzuschaffen, und legen dar, wie dadurch ohne zusätzliche Kosten die Anzahl der Professuren deutlich erhöht werden könnte (siehe Artikel Seite 26).

Autoren

Cornelis Menke, Moritz Schularick, Sibylle Baumbach, Robert Wolf u. a.

Die Junge Akademie
Berlin, 2013

Publikation zum Download

[www.diejungeakademie.de/
publikationen/stellungnahmen/](http://www.diejungeakademie.de/publikationen/stellungnahmen/)



KLINISCHE ETHIKBERATUNG

GRUNDLAGEN, HERAUSFORDERUNGEN UND ERFAHRUNGEN

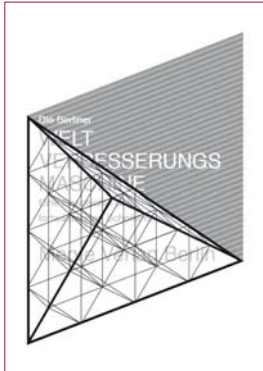
Klinische Ethikberatung hat Konjunktur, sie wird immer mehr nachgefragt und zunehmend implementiert. Dabei steht im Vordergrund, für ethische Fragen aus dem Alltag der Behandlung und Pflege von Patienten zu sensibilisieren und die Versorgungsqualität zu verbessern. Ethikberatung bietet allen Beteiligten, die Patienten versorgen, Orientierung in komplexen klinischen Entscheidungsprozessen. Im vorliegenden Band werden neben grundlegenden Fragen Erfahrungen an verschiedenen Standorten diskutiert. An die Bände „Praxisfelder angewandter Ethik“ sowie „Medizin und Technik“ anschließend, werden hier die Ergebnisse eines Workshops der AG „Ethik in der Praxis“ der Jungen Akademie präsentiert.

Herausgeber

Florian Steger

Verlag

mentis Verlag
Münster, 2013



DIE BERLINER WELTVERBESSERUNGSMASCHINE EINE GESCHICHTE DES FORTWÄHRENDEN SCHEITERNS

Seit dem 17. Jahrhundert gab es in verschiedenen europäischen Metropolen den geheimen Plan, in Kooperation von Wissenschaften und Künsten eine Weltverbesserungsmaschine zu errichten: Kunstwerke und Artefakte, richtig angeordnet in einer architektonischen Idealform, sollten die entsprechende Kraft freisetzen. Der preußische Staat wollte nicht zurückstehen und gründete deshalb die Akademie der Künste, die Akademie der Wissenschaften und die Königlichen Museen zu Berlin. Ende des 19. Jahrhunderts geriet das Projekt in Vergessenheit, die Wissenschaften konzentrierten sich nun auf pragmatische Weltverbesserung im Kleinen. Doch auch heute gibt es Hunger, Krieg und soziale Ausgrenzung – vielleicht kann die Berliner Weltverbesserungsmaschine neue Antworten geben?

Herausgeber

Friedrich von Borries,
Jens-Uwe Fischer und
Moritz Ahlert

Verlag

Merve Verlag
Berlin, 2013



DIE BERLINER WELTVERBESSERUNGSMASCHINE DIE REKONSTRUKTION EINER ABSTRAKTEN IMAGINATION

Im Sommer 2013 wurde ein kritischer Rekonstruktionsversuch der Weltverbesserungsmaschine vorgenommen und im Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart sowie 15 weiteren Berliner Museen gezeigt. Der zweite Band des Forschungsvorhabens dokumentiert diesen Rekonstruktionsversuch und stellt die Bestandteile der Maschine vor.

Herausgeber

Friedrich von Borries,
Jens-Uwe Fischer und
Moritz Ahlert

Verlag

Merve Verlag
Berlin, 2013

TERMINE 2013/2014

- | | | |
|----------------|----------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Rückblick 2013 | 4. bis 5. Oktober | <p>„European Young Academies' Working Group on Europe“
Erster Workshop der Arbeitsgruppe, organisiert von Junger Akademie, De Jonge Akademie (Niederlande) und Jonge Academie (Belgien/Flandern) – siehe Seite 37.
<i>Brüssel (Belgien)</i></p> <hr/> |
| | 31. Oktober bis 1. November | <p>„Denaturalizing Climate Change: Migration, Mobilities and Spaces“
Workshop des artec Research Centre for Sustainability Studies der Universität Bremen in Zusammenarbeit mit der AG „Nachhaltigkeit“.
<i>Bremen</i></p> <hr/> |
| | 31. Oktober bis 2. November sowie 1. bis 2. Februar 2014 | <p>„Performing Institutions“
Werkstattgespräche als Teilprojekt von „Die Aufführung“ – siehe Bericht Seite 30.
<i>Sophiensaele, Berlin/Künstlerhaus Mousonturm, Frankfurt am Main</i></p> <hr/> |
| | 12. November | <p>„Braucht eine nachhaltige Gesellschaft eine Demokratisierung der Wissenschaft?“
Parlamentarischer Abend der Jungen Akademie und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – siehe Bericht Seite 34.
<i>Vertretung des Landes Sachsen-Anhalt, Berlin</i></p> <hr/> |
| | 29. November | <p>„Nach der Exzellenzinitiative – Zukunft des Wissenschaftssystems“
Wissenschaftliche Sitzung der Versammlung der BBAW, unter anderem mit Cornelis Menke als Vertreter der Jungen Akademie.
<i>Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin</i></p> <hr/> |
| | 13. Dezember | <p>„Personalstrukturen der Zukunft für die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften“
Tagung der Volkswagen-Stiftung und des Stifterverbands für die deutsche Wissenschaft mit Sibylle Baumbach und Cornelis Menke als Vertreter der Jungen Akademie.
<i>Schloss Herrenhausen, Hannover</i></p> <hr/> |
| Rückblick 2014 | 18. Januar | <p>„Salon Sophie Charlotte 2014: Europa – Ein Zukunftsort“
Gastgeberbeitrag der Jungen Akademie: Ausstellung und Podiumsdiskussion zur Fragestellung „Die Wirtschaftskrise als Chance für Europas Zukunft?“ – siehe Bericht Seite 36.
<i>Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin</i></p> <hr/> |
| | 13. Februar | <p>„Die Aufführung, Der Apparat, Das Publikum – Inszenierte Begegnungen zwischen Alltag, Wissenschaft und Kunst“
Vortrag von Melanie Mohren und Bernhard Herboldt im Rahmen der öffentlichen Ringvorlesung Paradoxien der Ästhetik.
<i>International Psychoanalytic University (IPU), Berlin</i></p> <hr/> |

Ausblick 2014

-
16. Januar bis 31. März **„Visions and Images of Fascination“**
Fotoausstellung der Jungen Akademie.
Berlin, BBAW
-
6. bis 9. März **„British-German Frontiers of Science“**
Symposium in Kooperation mit der Royal Society und der Alexander von Humboldt-Stiftung, koordiniert von Robert Wolf und Liane G. Benning.
Potsdam
-
13. bis 15. März **Frühjahrsplenum**
Hamburg
-
2. bis 3. Mai **„Zum Brüllen! Interdisziplinäres Symposium über das Lachen“**
Vorträge und Performance, koordiniert von Gordon Kampe.
Folkwang Universität der Künste, Essen
-
29. bis 31. Mai **„Die Faszination des Anderen und Unbekannten: Raum“**
Tagung der AG „Faszination“.
Berlin
-
27. bis 29. Juni **Sommerplenum und Festveranstaltung der Jungen Akademie und Leibniz-tag der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften**
BBAW, Berlin
-
20. bis 27. August **Sommerakademie mit der Studienstiftung**
Einwöchige, von Mitgliedern der Jungen Akademie gestaltete Sommerakademie für Stipendiaten der Studienstiftung des deutschen Volkes.
Schloss Salem, Bodensee
-
9. bis 11. Oktober **Herbstplenum**
Zürich
-

WAS MACHT EIGENTLICH ... MARTIN VON KOPPENFELS?

Es gibt ein Leben nach der Jungen Akademie – deshalb kommen an dieser Stelle Ehemalige zu Wort

1. Ist Freude für deine Arbeit wichtig? Sollte sie es sein?

Eher umgekehrt: Arbeit ist für meine Freude wichtig. Und Sollen sollte Freude sowieso nicht.

2. Was an deiner Arbeit macht dir Freude?

Besonders die allererste Phase: Wenn ich in ein neues Thema falle und noch gar nicht weiß, wie ich da wieder herauskomme.

3. Was war der größte Erfolg der Menschheit?

Die Erfindung der Tiefkühlpizza.

4. Wenn du morgen stürbest, auf was von dem, was du erreicht hast, wärest du stolz?

Mir nie eingebildet zu haben, ich hätte schon etwas erreicht.

5. Was von dem, was du erforschst, ist relevant für die Menschheit?

Die Frage müsstet ihr bitte bei Gelegenheit der Menschheit stellen.

6. Was rätst du einem Doktoranden?

Selber denken.

7. Was rätst du einem Professor?

Selber denken.

8. Was war der größte Fehler der Menschheit?

Es waren zwei: Die Ausrottung der Dronthe und der Literaturnobelpreis für Dario Fo.

9. Was braucht das deutsche Wissenschaftssystem?

Mehr Wissenschaft, weniger System.

10. Sollte man die Universitäten abschaffen?

„Ist doch schon passiert“ – hätte ich fast geantwortet. Aber dann dachte ich daran, was ihr alle leistet, damit es nicht passiert, und bereute diesen kurzen Moment der Anfechtung.

11. Was hat deine Universitäts- bzw. Forschungskarriere aus dir gemacht?

Einen Wegelagerer der Zeit, der durchs Gestrüpp der Verpflich-



ZUR PERSON

Martin von Koppenfels ist Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Zur Zeit arbeitet er über die Beziehungen zwischen Traum, Emotion und Text.

tungen schleicht und sich auf jede unverplante Stunde stürzt, die seinen Weg kreuzt.

12. Was hat die Junge Akademie mit dir gemacht?

Sie hat mich um ein paar Gewissheiten ärmer und um ein paar Freunde reicher gemacht.

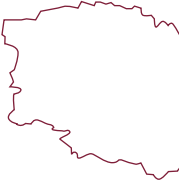
13. Hast du etwas zu sagen?

Das kommt fast vollständig auf den Gesprächspartner an.

14. Was sind deine letzten Worte?

Hoffentlich nicht diese.





JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

Das Junge Akademie Magazin wird von Mitgliedern der Jungen Akademie konzipiert. Es bietet Einblicke in Projekte und Veranstaltungen der Jungen Akademie, berichtet über Mitglieder und Publikationen und mischt sich in aktuelle wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Debatten ein.



Die Junge Akademie

an der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften und der
Deutschen Akademie der Naturforscher
Leopoldina

Geschäftsstelle

Die Junge Akademie
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon (030) 2 03 70-6 50

Fax (030) 2 03 70-6 80

E-Mail office@diejungeakademie.de

Internet www.diejungeakademie.de